

ed.

Dies ist die Einleitungsgeschichte zu dem neuen Buch „Der Ehrfürchtige“ — Anton Bruckners Leben dem Volk erzählt — von Fritz Grüninger (Verlag Herder, Freiburg i. Br.)

Meine Freundin, die Dollarpinzessin

Ein Erlebnis in den USA auf meiner „Tippelei um die Erde“

Von Josef Popfinger

I.

In meinem Monteuranzug schlief ich mich in San Francisco von Bord der Toronto, denn ohne amerikanische Einreisegenehmigung hätte ich nicht an Land gehen dürfen. Aber was ging mich das an, zu was brauchte ich diesen Stempel in meinem Pass? Die Hauptsache war mir, daß ich nun endlich in Amerika war, das ich von West nach Ost durchwandern wollte.

Meiner Freundin Mary Holmes aus New York, die ich, kaum 17-jährig, als armer Tippelebruder in Paris kennengelernt hatte, schrieb ich keine Silbe davon, daß ich meine Pedale bereits auf amerikanischen Boden gesetzt hatte, denn ich wollte sie eines Tages in New York überraschen.

Außer dem nicht ganz gesellschaftsfähigen Anzug und den vier Dollar besaß ich noch einen Photoapparat, eine Uhr und ein Notizbuch. Bei der Heilsarmee in Frisco, wo sich sämtliche Tramps und Tippelebrüder treffen, suchte auch ich Unterschlupf. Da waren alle Kunden dabei, die sämtliche Eisenbahnstrecken Amerikas genau kannten. Sie kannten auch die Bahnwärter, Zugführer und Heizer, wie ihre leiblichen Brüder, wußten ihre kleinen Schwächen und Eigenheiten, die sie oft auszunutzen verstanden. Sie betrachteten mich als „Greenhorn“ und behaupteten, daß ich noch viel lernen müsse, um ein rechtswinkliger Tramp nach amerikanischen Begriffen zu werden.

„Hallo, German-Boy, wo willst du denn hin?“ fragte mich ein endlos langer Amerikaner, einer von den patentierten Tramps.

„Über Chicago nach New York!“

„Mensch, vertuefst lange Fahrt. Da sind etliche Wochen Güterzug fällig. Hast du Greenback?“

„Ich bin abgebrannt bis auf dreieinhalb Dollar. Wo willst du denn hinmachen?“ fragte ich zurück.

„Komm Jock, schau dir einmal den German-Boy an, wollen wir dieses blutige Milchgesicht nach der andern Seite mitnehmen?“ wandte sich der lange Fred an seinen ebenso kleinen wie biden Freund Jock.

„Kannst mitkommen. Bist du schon mal auf einem Güterzug gefahren?“ examinierte mich Jock, der einen tarusselgroßen Sombbrero trug.

„Mar, Menschenkinder. Aber nicht nur auf dreieinhalb Güterzügen, sondern auch in vornehmen Zurschweifern. Natürlich ohne Karte. Wann wollen wir abhauen?“

„Jock, wann wollen wir also mit Jim, diesem staubartigen Baby, die Reise antreten?“ fragte Fred. Mich nannten sie von diesem Augenblick an Jim.

„Morgen, Jim. Wir fahren über Sacramento durch Nevada nach Chi und werden mit Autos, Güterzügen und alles was kommt, reifen, und das Essen werden wir schon aufstreuen“, sagte Fred.

Fred und Jock, zwei tolle Burschen, die im Sommer in den Staaten sind und, wenn es kalt wird, nach dem Süden trampeln, wollten also meine Reisegefährten werden. Ich hoffte, mit den beiden Amerikanern schon auszukommen. Keiner von meinen beiden neuen Freunden hatte auch nur noch einen Cent in der Tasche, und so traten sie mit mir am nächsten Morgen die Reise nach Sacramento an.

Kurz nach Frisco hielten wir einen Möbeltransportwagen an, der auch stoppte und uns alle drei aufstehen ließ und in den Kasten sperrte. Erst gegen 9 Uhr abends konnten wir in einem kleinen Rest aussteigen. Bei einem Farmer machten wir uns im Schuppen ein Nachtlager zurecht und schnarchten um die Wette.

Eine weite Reise lag vor uns, denn wir mußten immerhin mehrere tausend Kilometer durch die Staaten. Fred war der Meinung, daß wir durch Autoanhalt nicht schnell vorwärts kämen. Als ich den beiden Pankees sagte, daß einige große Zeitungen Honorare für Artikel nach Chicago senden würden, und daß das Geld dort bald ankommen müsse, da hieß die Parole: „Auf nach Chi!“

Wir überlegten nun, was wir mit dem Geld anfangen sollten. Jock hielt es für das Beste, einen alten Ford zu kaufen, während Fred meinte, daß man es verkaufen sollte. Ich stimmte Jock bei. Vorerst waren wir aber noch nicht in Chicago und hatten nur große Pläne im Kopf, aber kein Geld im Beutel.

In Lovelocks hielt ein Güterzug, der über den großen Salzsee in Richtung Denver gehen sollte, an. Mit diesem beschloßen wir zu trampeln. Der Zugführer nebst dem Begleitpersonal machte gerade Mittagspause, und so schlüpfen wir drei zum Güterzug heran, schwupps waren wir in einem Wagen mit Apfelfadung. Fred fiel mit den Zähnen förmlich in einen Apfel und in der Folge tat er nichts als kauen.

In dem Apfelwagen hatten wir es Wochen ausgehalten, wenn uns nicht nach drei Tagen ein Zugführer entdeckt und an die frische Luft gesetzt hätte. Der geographische Punkt des Hinauswurfs war Cheyenne und Jock jubelte, als er das hörte:

„Jim, jetzt haben wir direkte Verbindung über Omaha nach Chicago.“ Fred sagte gar nichts, sondern er zog nur aus allen Taschen Apfel hervor.

Drei Tage hatten wir nichts anderes gegessen als Apfel: zum Frühstück, zum Vesper, zu Mittag und am Abend. Nun hatten wir aber genug und darum wandelten wir meine dreieinhalb Dollar, die ich noch hatte, in ein vernünftiges Abendbrot um, und es gab für jeden außerdem noch eine Gurgel voll Whisky.

In einem Strohkober fanden wir ein weiches Nachtlager. Schon in aller Frühe des nächsten Tages waren

wir wieder am Bahnhof und warteten auf einen Güterzug, der in Richtung Omaha fuhr. Wir hatten Glück, denn schon um 10 Uhr konnten wir auf einen mit Holz beladenen Wagen aufspringen. Es war ein bißchen lustig da oben, aber dafür sah ich etwas von der Landschaft. Nachmittags hielt der Zug an, wir wurden entsetzt und hinuntergeworfen.

„Macht nichts“, meinte Jock, „wir springen später wieder auf.“ Gesagt, getan. Kurze Zeit später setzte sich der Zug wieder in Bewegung und wir waren wieder Fahrgäste. Man hatte uns nicht bemerkt. In einem leeren, offenen Wagen richteten wir uns unter Wagenbeden häuslich ein.

Leider wurden wir in Kearney wieder erwischt, und diesmal wollten uns die ergrimmten Beamten der Polizei übergeben.

„Da ist eine blutige dicke Luft, wir müssen uns in die Büsche schlagen“, meinte Jock. Es gelang uns, vom Wagen zu springen und hinter einem Gebüsch zu verschwinden.

„Gehen wir essen“, meinte Fred. Mit meinem blauen Monteuranzug, den Photoapparat umgehängt, schritt ich mit meinen Kameraden hungrig und traurig durch die Straßen. Da fütterte eine Farmerstochter gerade Hühner. Das Mädchen schaute so lieb drein, daß ich es versuchen wollte, sie um Milch und Brot zu bitten. Ich grüßte sie, Fred und Jock knabdelten ebenfalls, und dann bat ich um etwas zu Essen. Das Mädchen hieß uns einreten, um uns etwas zusammenzurichten zu können. Wir gingen in die behaglich warme Stube und nahmen am Tisch Platz. Nach einigen Minuten kam das junge Mädchen wieder und brachte für uns eine große Schüssel Milch und Kuchen. Wir ließen es uns gut schmecken. Als sie hörte, daß wir noch bis New York wollten, brachte sie uns ein großes Stück getrocknetes Fleisch und einen Laib Brot, der so groß war wie ein Mühlstein.



Zeichnung: Kruisch

... Ich grüßte sie, Fred und Jock knabdelten ebenfalls und dann bat ich um etwas Essen.

BLICK IN DIE WELT

Die Statistik allein macht's nicht!

Zweifelhafte Aussichten eröffnet ein englischer Statistiker, der festgestellt hat, daß unsere Erde immer mehr Verdrüßte beherberge. Während 1859 auf 553 Normale ein Irre kam, sank die Ziffer der Geistesunden 1897 bereits auf 312 gegenüber einem Wahnsinnigen. Im Jahre 1926 war schon jeder hundertfünfte Mensch ein Geisteskranker. Und nun berechnet der Gelehrte mathematisch genau, daß 1977 bereits ein Prozent der ganzen Menschheit verrückt sein müsse, und man im Jahre 2139 bereits jeden einzelnen ins Irrenhaus bringen müsse. Es ist nur gut, daß die Statistik selten in ihrer Logik recht behält.

Er gönnt es ihnen nicht.

In Madrid stellte sich kürzlich ein wegen Mordes und Überfall gesuchter Raubmörder der Polizei mit folgenden Worten: „Ihr sucht mich auf allen Anschlagläufen und habt eine Unsumme auf meinen Kopf gesetzt. Ihr hättet mich nicht bekommen, wenn mein bester Freund sich nicht vor einer Stunde aufgemacht hätte, um mich zu verraten, weil er sich das Kopfgeld verdienen wollte. Darum aber, daß er es nicht bekommt, stelle ich mich selber.“ Noch während man dabei war, das Protokoll aufzunehmen, erschien der „Freund“ und konnte nur zu seiner But feststellen, daß er zu spät gekommen war.

Der alte Jazz.

Überall in der Welt fängt man mehr und mehr an, die Negernmusik des Jazz abzulehnen. Der französische Schriftsteller Dorian verurteilt nun, seinen Mitbürgern dadurch einen besseren Geschmack beizubringen, indem er ihnen beweist, daß der Jazz keine moderne, sondern eine alte Angelegenheit sei. In einem alten Magazin vom Jahre 1840 weist er einen amüsanten Beitrag nach, der von einer Negerkapelle erzählt. Die Musikanten haben mit allerlei unbedeutenden Instrumenten und sonderbarem Schlagzeug eine eigenartige, aufreizende Musik vollführt.

Ein Beweis verbrennt...

Ein sonderbarer Zufall ereignete sich dieser Tage in Marseille. Dort hatte der Verteidiger des angeklagten kroatischen Attentäters, der den Tod König Alexanders und Barthous veranlaßt haben soll, vom Gericht die Erlaubnis erwirkt, den Film, der während des Attentats gerade vom Einzug des Königs gelehrt wurde, vorführen zu lassen. Der Anwalt wollte an Hand dieser Aufnahmen die Unschuld seines Klienten beweisen. Als die Vorführung vor den zuständigen Gerichtspersonen erfolgen sollte, fing der Film in dem Augenblick, als er zu laufen begann, Feuer und verbrannte.

Das verschluckte Gebiß.

In einer Prager Klinik erschien kürzlich in großer Aufregung eine Dame und bestand darauf, sofort dem leitenden Arzt sprechen zu dürfen. Diesem fragte sie, sie habe ihr Gebiß verschluckt und möchte operiert werden. Sie stöhnte auch sehr über die Schmerzen, die ihr das Gebiß verursache, und insofern wurde alles für eine Operation vorbereitet, zumal aus dem ganzen Verhalten der Dame hervorging, daß sie ihre Zähne wirklich verschluckt haben müsse. Die Patientin wurde in den Operationsaal gefahren. Man begann schon mit der Narkose, da traf ein Telegramm für sie ein. Die Narkose wurde

daher sofort unterbrochen, und gespannt blickten die Ärzte auf das Gesicht der das Telegramm überfliegenden Dame. Ihre Mienen erhellten sich, und freudestrahlend sprang sie vom Operationstisch. Es war ein Telegramm ihres Mannes, der ihr mitteilte, sie möge sofort nach Hause kommen, das Gebiß hätte sich unter dem Bett gefunden. Die Schmerzen der noch eben so schwer Kranken waren plötzlich verschwunden. Auch die Ärzte freuten sich über den schnellen Erfolg einer Operation, der schon erzielt war, ehe auch nur das Messer angelegt zu werden brauchte.

Anschrift und Marke nicht vergessen!

Die amerikanische Post veröffentlichte eine Statistik der Vergeßlichkeit, die fast nicht zu glauben ist. In einem Jahre wird beispielsweise alle fünf Minuten ein Brief in den Kasten geworfen, der überhaupt keine Adresse trägt. Auf diese Weise fließen einem öffentlichen Unterstützungsfonds 55 000 Dollar zu, da verschiedene Anweisungen unbefristet waren und keinen richtigen Absender trugen. Jede Minute, errechnet die amerikanische Post, kommen etwa weitere dreißig Briefe zum Versand, die ungenügend adressiert sind und tagelange Bemühungen, Kosten und Ärgernisse machen.

Stiere überfallen eine Stadt.

Während eines heftigen Gewitters wurde die Hürde eines Weideplatzes in unmittelbarer Nähe einer mittleren spanischen Provinzstadt vom Sturm umgerissen. Sechs Stiere, die hier für den am anderen Tag stattfindenden Stierkampf untergebracht waren, entwichen und drangen, durch das Unwetter völlig wild gemacht, in die Stadt ein. In gestrecktem Galopp rasteten sie durch die Straßen, alles niederwerfend, was ihnen in den Weg kam. Nachdem mehrere Personen, darunter auch der Stierkämpfer, schwer verletzt worden waren, gelang es dem Militär, die gefährlichen Tiere zu erschießen.

Autofurios.

Wo anders können sie sich wohl ereignen, als im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“? — Dort weist die Stadt Cleveland im Staate Ohio viel mehr Kraftwagen auf als Einwohner. Auf 290 564 Menschen kommen 294 000 Autos. Die automobilreichste Stadt der Welt ist Los Angeles in Kalifornien. Sie hatte in der letzten Statistik 851 551 Kraftwagen bei 1 238 048 Einwohnern. Erst nach ihr kommt New York. Und wie man sich vor dem zu schnellen Fahren zu schützen weiß, befragt ein neues Gesetz, das im Staate Utah erlassen wurde. Danach wird jeder Chauffeur, der einen Menschen zu Tode fährt, eine volle Stunde lang mit der Leiche zusammen in einen engen Raum eingesperrt, damit er sich der Schwere seiner Tat bewußt wird.

Eine interessante Statistik.

Die Universität zu Würzburg veröffentlichte vor einiger Zeit eine interessante Statistik, aus der sich ein bemerkenswerter Zusammenhang zwischen Blinddarm und Pöklonen ergibt. Ein Maximum von Blindhöfen hat meist eine besondere Häufung von Blinddarmentzündungen zur Folge. Überhaupt scheint der Blinddarm auf atmosphärische Störungen sehr zu reagieren, und ein Barometersturz soll ihm gefährlicher sein als ein verschluckter Kirchstein.

Mit Schnitz und Blitzlicht durch die Kirmesverammlung

Ein „Strang mit Bieren“

Allerhand drum und dran



Diese Frage wurde noch am vorigen Sonntag bei der Chargierten-Verammlung des Grenadierkorps ernsthaft erörtert. Da treten mit einmal alle anderen weltbewegten Fragen in den Hintergrund. Was geht uns Absoluten an, soll Japan in der Mandchurie machen was es will. Hier steht eine ganz andere Frage offen! Man denke nur: „Mit oder ohne Knapflochblume zur Neuffer Schützenparade.“ Das ist eine Sache, die ist noch ein Neuffer Männerwort wert. Da lassen sich Argumente vorbringen, für oder wider, da erregen sich die Schützenjenseelen, da an die Mimosenpflanze „Tradition“ getippt wird. Schließlich siegten die Blumenfreunde mit dem unschlagbaren Argument: „Dat es emmer esu gewäh!“ „Tradition“ auf Rüsser Platt.

Wenn dann noch die Musik da ist, die altvertrauten Gesellen, und wenn dann die ersten Märsche erklingen, das der Saal wackelt, dann ist die Atmosphäre richtig, in die hinein das Komitee seinen Einzug halten kann, nachdem es im vorderen Gesellschaftszimmer noch ernsthafte Beratungen gepflogen hat. Als es noch keinen Lautsprecher gab, da mußten die Redner eben selbst Lautsprecher sein. Heute gehören Mikrophon-

Am vergangenen Samstag hat es bei der ersten Kirmesverammlung in der Bürgergesellschaft geklickt, mehrmals sogar. Das war zwar früher auch schon so, wenn die Redner ihre Geistesblitze losließen oder wenn an den einzelnen Tischen Neuffer Witz aufblitzte. Daß aber Bilder einer Neuffer Kirmesverammlung durch Blitzlicht und Photoapparat festgehalten wurden, diesen „Kuhm“ kann die KZ zum allererstenmal in der Geschichte der Neuffer Schützenfeste für sich in Anspruch nehmen. Nachdem wir bereits in der Montagausgabe eines dieser Bilder veröffentlichten konnten, zeigen wir heute einige weitere.

Wir hatten versucht, eine Kirmesverammlung in ihren einzelnen Stadien zu knipsen, angefangen mit dem leeren Saal. Das ist daneben gegangen, denn als unser Photomann um 5 Uhr in den Saal kam, um die leeren Tische zu photographieren, da mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß alle Tische bereits besetzt und daß Stühle reihenweise umgelegt waren.

Was der Neuffer das ganze Jahr in punkto Pünktlichkeit geknipsigt hat, das scheint er bei der ersten Kirmesverammlung wieder gutmachen zu wollen. Hier zeigt sich schon gleich der erzieherische Wert des Heimatsfestes. Man darf allerdings mit Recht sehr skeptisch sein, ob diese Befehrung auch anhält, jedenfalls hat sie in den letzten hundert Jahren nie lange vorgehalten. Auf alle Fälle ist festzustellen, daß wenigstens während der Kirmeszeit die höchsten Bürgertugenden sich entwickeln. Diese übermäßige Pünktlichkeit bei der ersten Kirmesverammlung hat übrigens auch noch einen weitergehenden Grund. Denn die Plätze, die dabei eingenommen werden, bleiben dem Zuge nach einer stillschweigenden, durch Tradition geheiligten Ueber-einkunft auch während der übrigen Verammlungen vorbehalten. Viele Jüge legen Wert darauf, in jedem Jahre den gleichen Platz zu haben. So sitzen z. B. die Sappeure schon seit Jahren immer an dem Tisch links neben dem Ausgang zur Bühne.

Eine solche in einer Reihe von Jahren sich stets wiederholende Gewohnheit wird schließlich von selbst das, was mit dem geheiligten Wort „Tradition“ bezeichnet wird. Keine Satzungen, keine Gesetze vermöchten dem Neuffer Fest der Feste einen solchen festlichen Unterbau zu geben, wie die Tradition. Man kann alles tun, in der Zeit der Kirmes, die schwierigsten Sachen werden schließlich überzichen, aber wer es versuchen sollte, in irgendeiner Weise die Tradition zu brechen, der wäre aus-geschlossen aus der stolzen Reihe der Neuffer Schützen. Aber daß da in nichts eingegriffen wird, dafür gibt der Präsident mit seinem Komitee die beste Gewähr. Dieser ganze Vorwand stellt schon in sich eine Personifizierung der Tradition dar.

Um nun wieder auf unsere Kirmesverammlung zurück-zukommen: also um 4 Uhr hielten schon die ersten ihren Einzug in den großen Saal. Um 5 Uhr waren die besten Plätze aus-nahmslos besetzt. Geseget sei der Erfinder des Stuhl, ihm ist es zu verdanken, daß diese Stunden bis um 8 Uhr wie im Fluge vergehen. „Achtzehn — zwanzig — zweiundzwanzig... vierzig.“ — „Passe!“ — „Drang!“ So geht das an allen Tischen.

Andere sprechen über Schützenfestprobleme. Darvohl, es gibt auch da noch Probleme, trotzdem die großen Linien fest-liegen. Oder ist es etwa kein Problem, ob die Grenadiere nun bei der Parade eine Blume im Knapfloch tragen oder nicht.



Hübner & Jupp sorgt für den nötigen „Stoff“

Einfluß dieses Stoffs hebt sich die Stimmung noch mehr. Von rund 1000 Männern, die hier im Saal zusammen sind, sind vielleicht 50 Nichttrauerer. Die restlichen 950 erzeugen Qualm, der sich allmählich als Nebel über den Saal legt. Der Versuch, diesen Nebel mit dem stärksten Blitzlicht zu durchdringen, wie bei der Aufnahme vom Hoch auf das Schützenfest, scheiterte an einer fast undurchdringlichen Rauchwand, wie auf dem Bilde zu sehen ist.

Eine Stunde etwa vor Beginn der Verammlung tritt auch noch eine andere Persönlichkeit in Erscheinung, der ewig geschäftige, mit mancherlei Aufgaben betraute Herr Hammel-rath. Still und bescheiden waltet er seines Amtes, sein Orden zielt seine Brust, ein Mangel, der eigentlich behoben werden müßte, aber doch ist er so unentbehrlich. Seine erste Sorge vor der ersten Verammlung ist die, daß jeder im Besitz eines Lieberbuches ist. Dann wachsen seine Aufgaben, je weiter es auf das Fest zugeht, er führt die Liste der angemeldeten Jüge, er weiß über alles Bescheid und ist stets freundlich und hilfsbereit, wenn man irgendeinen Wunsch hat oder eine Auskunft wünscht.



Zwei, die die richtige Stimmung mitbringen

und Lautsprecher schon mit zum Drum und Dran der Kirmesverammlungen. Daß vor den Rednern in diesem Jahr noch ein zweites Mikrophon aufgestellt wurde, mag manchen verwundern, der nicht gelesen hat, daß von den Verammlungen mit dem gesamten Reichs Schallplattenaufnahmen gemacht werden, aus denen zum Schluß ein Extrakt als Stimmungsbild von einer halben Stunde Sendezeit für den Rundfunk heraus-gezogen wird.

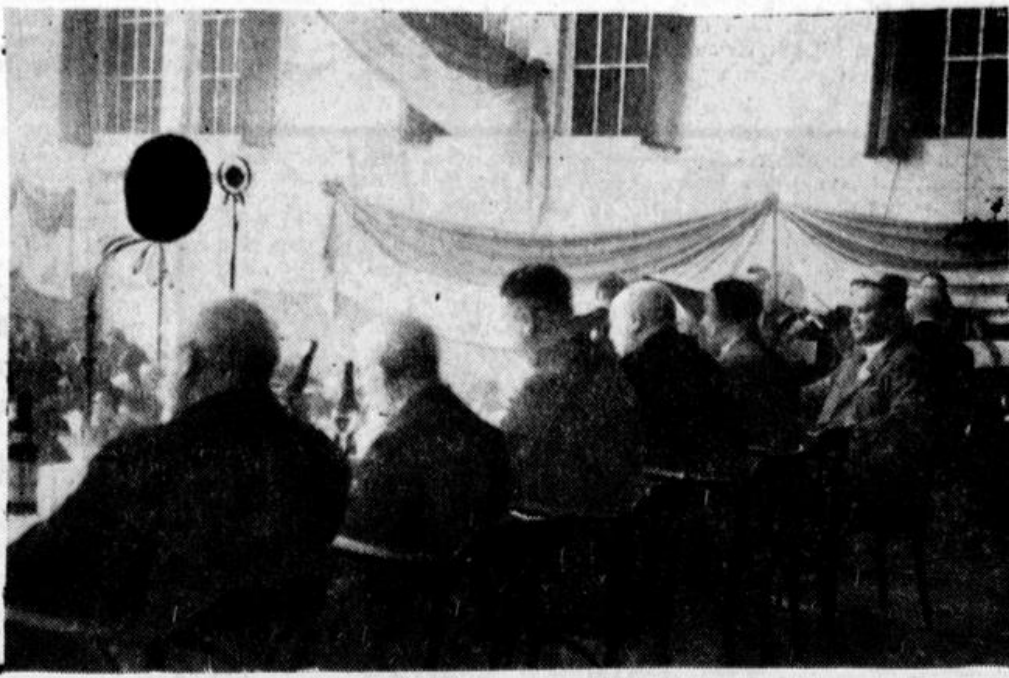
Wenn die große Rede der ersten Verammlung gehalten wird, dann fragt wohl mancher, der mit den Gebräuchen nicht so vertraut ist, weshalb sich der Redner eigentlich so bemüht, die An-wesenden zu einer Sache zu überreden, die zu bejahen sie ja eigens gekommen sind. Aber diese Rede ist das Del, das auf die Lampe der Begeisterung geschüttet wird, damit sie umso heller aufblame und nun 7 Wochen hindurch in hellem Glanze er-strahle.



Aufnahmen W. Pfeiffer, Neuf



„Das Neuffer Schützenfest 1935: Hoch! Hoch! Hoch!“



Das Komitee von der Privatfeste gesehen

Ein Land verbindet sein Ansehen

Gegenüber zwischen der alten und der modernen Türkei — Die Glendviertel weichen
Wo der Ahmed, der Sohn des Hamed, dessen Frau : : : ?

Von Edgar von Hartmann.

Der weltberühmte schöne Bild auf Istanbul vor der Einfahrt ins Goldene Horn, dieser Bild auf die tausend Kuppeln und goldstimmenden Minarette, der Stadt der Märchen aus Tausend-und-einer-Nacht, hat nichts von seinem Zauber verloren seit den Tagen des „goldenen Byzanz“, mögen auch die abgestumpften Weltbummler achselzuckend das Gegenteil behaupten.

Wenn sich aber das Auge losreißen kann von dieser phantastischen Kulisse, die das Tor vom Orient zum Orient darstellt, dann gibt es eine Ueberraschung: auf dem Berggründen der Halbinsel, die Bosphorus und Goldenes Horn schaffen, erhebt sich über den flachen Dächern der Zollhäuser und des alten Geschäftsviertels Galata weißleuchtend wie eine neuzeitliche Fata Morgana „Klein-Newyork“, die Stadt modernster Wolkenkratzer und Hochhäuser in Glas und Stahl — Pera, das neue Stadtviertel von Istanbul, das Regierungsviertel, das Viertel der Europäer.

„Klein-Newyork“ — und die leuchtende Abendsonne weckt in seinen tausend blanken Fenstern einen helleren Reflex als auf dem stumpfen Altgold der Türme von vierhundert Moscheen in Istanbul, jenseits der Galata-Brücke.

Auf der Galata-Brücke herrscht immer noch das lebhafteste Treiben der orientalischen Händler und Lastträger, die, im Kinnstein langsam daher schreitend, nicht nur ganze Läden mit verpackten fliegenden Auslagen auf den Rücken schleppen, sondern auch gewaltige Lasten tiefer Teppiche, Kleiderstücke und Klaviere tragen. Aber das Bild des lebendig pulsierenden Verkehrs beherrscht der moderne Türke im eleganten sommerlichen Straßenanzug und weichen Hut, mit Spazierstock und Altknapp. Ganz heimlich wird der größte Teil von ihnen die heißgeliebte glatte Bernsteinfette wohl doch noch in der Tasche tragen. Wer kümmert sich schon darum, solange sich die Männer an die Vorschriften halten, den verbotenen Tabak, den sie, in die tiefsten Tiefen des Kleiderkammerl zu verbannen?

Mit blütenweißem Teint im neuesten Pariser Frühlingshut fährt die moderne Türkin im eleganten Luxusauto vorüber. Lebhaft, die Mäppchen schwenkend, bleibt eine Gruppe junger Mädchen mit bunten Studentenmützen auf dem kurzgeschnittenen Haar an der Brüstung der Brücke stehen: man sieht gerade feine Niesennäse und Lächeln aus dem Goldenen Horn während gleichmütig die sinken Motorboote und die breiten Handelsflöße mit ihren bunten Lasten vorbeiziehen. Ungeachtet vom aufgeregten Treiben hängt auf dem Rand des Bürgersteiges eine Alte im traditionellen schwarzen Umhang. Man weiß nicht recht, ob sie das runzlige Gesicht freiläßt, um der geflickten Vorrichtung zu genügen, oder um ihre unvermeidliche Zigarette bequemer rauchen zu können. Ein Kamel mit riesigen Tabakballen beladen, macht einen hoheitsvollen Bogen, und wenn nicht alles täuscht, sieht die Alte noch am Abend auf diesem Fleck, in jenem Gleichmut, jener Gemütsruhe oder — Stumpfheit, die den echten Orientalen kennzeichnet.

Der ungeheure lebhafteste Verkehr läßt es fast vergessen, daß Istanbul, die frühere Weltstadt, inzwischen fast ein Drittel seiner Einwohner verloren hat. Ganze Stadtteile scheinen verlassen, unbewohnt und die verelendeten Menschen haufen in Höhlen und Baracken. Aber Istanbul soll nun auferstehen,

wie der Phönix aus der Asche, so ist es der Wille des Mannes, der die neue Türkei mit eisernem Willen dem Untergang entzogen hat. Ein großer Teil der Stadt wird umgestaltet. — Glendviertel verschwinden und sollen fliegerechten Zweckbauten weichen. Die kulturellen Gebäude und die Regierungsgebäude werden zu einheitlichen Komplexen zusammengeschlossen; am Ufer wird eine neuzeitliche Autostraße — nach dem Vorbild jener herrlichen Straße, die von Istanbul längs des Bosphorus zum Schwarzmeer führt — die Verbindung mit dem Land herstellen: der Blick vom Meer auf die Zauberkulisse von Istanbul wird vergrößert durch neue Anlagen zwischen den größten Moscheen der Hagia Sofia und der Ahmed Moschee, die jetzt verknüpft sind durch die Trümmer des niedergebrannten Justizpalastes und die Glendviertel zu ihren Füßen.

Die verwilderten Serailgärten werden im alten Stil prächtig aufgerichtet, und zur Verwältigung des großstädtischen Verkehrs soll eine Untergrundbahn die Stadtteile nach Berliner Muster auf schnellstem Wege verbinden. Und ein deutscher, ein Berliner Architekt wird es sein, der diese Umgestaltung vornimmt und den ersten Preis im internationalen Wettbewerb gewinnt!

Der Mann, der das Schicksal der modernen Türkei verantwortungsbewußt in starken Händen hält, Kemal Pascha Atatürk, ist der Abgott der jungen Generation. Er hat es verstanden, in einer Zeit, die fast unwahrscheinlich kurz wirkt, das Volk der fanatisierten Analphabeten zur Freude am Lesen und Schreiben damit zur Freude an geistigen Interessen zu bekehren. Ein zeitungslesender, zerklümpelter Lastträger im Hafen — noch vor einigen Jahren wäre dieses Bild eine Unmöglichkeit gewesen. Unmöglich wie die Straßenhändler an den unbeschränkt unregelmäßig laufenden Gassen und die folgen, phantastischen Familiennamen, die die Türken heute tragen. — Noch vor nicht allzu langer Zeit mußte man sich auf andere Weise orientieren: „Wo wohnt der Ahmed, der Sohn des Hamed, dessen Frau im Hause des Wasserträgers geboren ist, der nur zwei Finger an der rechten Hand hatte?“

Kemal Pascha Atatürk steht am Anfang eines gigantischen Aufbauprogramms. Auch bei kurzem Besuch fällt dem Fremden an Kleingeldkeiten ins Auge, wie schwer der Anfang ist: noch wimmelt es von wilden, kranken Hunnen, die in regelmäßigen Abständen vergiftet werden müssen; noch klettert sich an jeder Straßenecke eine Bettlerhand aus. Und es sind vor allem Kinder, verkrüppelte, Hände von verkrüppelten, verkrüppelten Kindern. Denn allen Vorschriften zum Trotz hängen die Waisenbuben an den elektrischen Bahnen und werden ohne Rücksicht von den rasenden Automobilen heruntergerissen. Ein paar hundert im Jahr.

Im Aufmarsch der neuzeitlichen Großstadt, sieht Kemal Pascha Atatürk und sein prunkvoller Marschpalast Dolma Bagtsche am Bosphorus, ein Traum in weiß und Gold steht meist leer. Im Westflügel, dem ehemaligen Lustschloß und heimlichen Garten der letzten Sultane, lagte kürzlich ein kleiner Treppenhof der Weltgeschichte, der 12. Internationale Frauentagung. Weil Kemal Atatürk zu Besuch in Istanbul, so erscheint er gern im vornehmen Hotel von Pera zum Tanatoc und überzeugt sich zwanglos davon, daß seine europäischen Gäste sich wohl fühlen in Istanbul.



Fotoarchiv Norddeutscher Lloyd (M).

Eine Ehre der deutschen Handelschiffahrt

Der Schnelldampfer „Europa“ des Norddeutschen Lloyd Bremen hat am 26. Juli seine 100. Rundreise über den Nordatlantik von Bremen nach New-York angetreten. Seit ihrer Indienststellung am 19. März 1930 hat die „Europa“ 754 000 Seemeilen (1 389 000 Kilometer) zurückgelegt und 215 000 Fahrgäste aller Stände und Nationalitäten über den Ocean befördert.

wort: Demand. Ich frage: Was für ein jemand? Eine tiefe, zögernde Stimme sagt: Einer von den Arab. Das war Abu Hassan Stimme, des Vaters. Mein Fluch hatte schon gewirkt. Der Fall begann meine Reugier zu erregen. Ich rief: „Was schlägst du meine Tür? Schlag deinen Sohn, es ist besser! Was willst du? — Antwort: Dein Wohlergehen. Ich bringe das neue Gewand. Ich: Zu spät! Das ist schon gestern gekommen und seitdem nicht mehr geworden. Ich werde es am Tor der Moschee aufhängen und einen danebenstellen, der ausruft: „Das haben die Abesbia für zehn Silberstücke gemacht!“ — Er: Nach auf, mach auf! Fürwahr, mein Sohn ist ein Hund, und ich habe ihn auf der Straße vor allem Volke geschlagen, bis er hinfiel. Hier ist das Gewand. Ich lege es vor deine Tür und gehe!

Ich wartete eine Weile und öffnete dann. Da lag tatsächlich ein weißer Thob, zusammengefallen und in einen Lappen geschlagen. Und kein Mensch war zu sehen. Ich nahm das Ding herein: es war nicht ganz neu, aber ausdauernder Stoff und laubere Handarbeit, das Ganze sorgfältig frisch gewaschen. Während ich es betrachtete, hörte ich schleichende Schritte, und das Schlüßelloch verdunkelte sich. Nach einer Weile klopfte es. Ich denke: Daß ihn klopfen! und gehe an meine Arbeit. Aber er hielt es länger aus als ich. Nach einer Viertelstunde fragte ich: Wer? — Antwort: Demand — einer von den Arab, dein Nachbar! Gib mir einen Trunk Wassers, ich verdurste! — Wassertrinker klopfen oft bei mir, denn mein Haus war das einzige in der Gegend, das eine Art Wasserleitung hatte. Alle andern hatten nur Zisternen oder auch keine. Ein Becher stand für diesen Zweck an meiner Tür bereit. Ich füllte ihn, reichte ihn hinaus und sprach: Abu Hassan, es wäre besser für dich, meine Tür zu schließen. Er reichte den Becher nach der Seite, und jetzt erst sah ich, daß neben ihm ein zehnjähriges Mädchen stand, wohl eine seiner vielen Töchter. Das Mädchen trant und betrachtete mich dabei mit unverschämtem Haff. Die Geschichte verlor sich, eine neue Seite zu gewinnen. Wollte der Alte mit seiner Tochter zum Ehestand anbieten? Ehestand anbieten? Das war an sich nicht neu, aber in diesem Augenblick? Unwillkürlich schaute ich ihn fragend an, worauf er mit demütig hoffnungsvollem Grinsen sagte: Das ist meine Tochter, die jüngste. Sie reichte mir den Becher zurück und verlor dabei, den Haß in ihren Augen sichtlich zu verbergen. Ich kam nicht davon los, die seltsame Schenlichkeit im Ausdruck dieses kindlichen Gesichtes zu betrachten. Da war etwas darin, das ich noch nicht verstand. Ich wußte nur, daß ich nicht eher ruhen würde, als bis dieser Ausdruck im Gesicht erlosch war. Erst später, als ich das triviale Schicksal solcher Mädchen kannte, begriff ich die Bedeutung dieses Ausdrucks.

Es stellte sich heraus, daß der Alte den ersten, schlechten Thob wieder heraus haben wollte, nachdem er doch den besseren sich vom Herzen gerissen hatte. Den schlechten gab ich ihm gerne. Dazu begehrte er den Lappen, in den der zweite eingeschlagen war. Inzwischen war man in meine Wohnung getreten. Der Lappen wurde gesucht und fand sich bei der Mauerin, die mich bediente. Die Ablenkung kam mir gelegen: ich warf mir meinen Beduinenumhang um die Schultern und darunter hielt ich die Kamera. Der Alte — durch den Eintritt in mein Haus und durch meine Beachtung seiner Tochter hoffnungsvoll geworden — versuchte es nun doch mit einer Nachzahlung. Er bekam sie nicht, ich aber bekam die Bilder. Man sieht von diesem seltsamen Paar den Alten, wie er seiner Tochter bedeutet, mich mit Widen zu lockern, und man sieht das Mädchen, wie es sich mit wechselndem Erfolge abmüht, seinen Haß zu verbergen.

Nach einer Weile gingen sie hoffnungslos und haben mich seitdem nie wieder besucht.

Post ist angekommen.

Hier, ein Brief von Ihrem Bräutigam, Fräulein Ertiedel!

„Vielen Dank... aber woher wissen Sie denn, daß er von meinem Bräutigam kommt?“

„Das ist doch nicht schwer... erstens ist das Papier rosa, zweitens trägt die Briefmarke schief... na, und drittens ist der Umschlag unterwegs aufgegangen...“

Ein Missionsverständnis

Von Dr. Ludwig Ferdinand Claus.

In seinem spannungsreichen Buch „Als Beduine unter Beduinen“ (Herder, Freiburg) gibt Dr. Ludwig Ferdinand Claus interessante Einblicke in das Volksleben des arabischen Morgenlandes. Der nachfolgende Abschnitt ist eine kleine Kostprobe!

Einmal besuchte mich der junge Hassan vom Halbnomadenstamm der Abesbia, deren schwarze Zelte ich vom Dache meines Hauses sah. Er wollte mich zu einem Fest seines Stammes holen. Ich aber hatte anderes vor. Ich hatte einen Sahuri (das ist ein Mann vom Stamme der Sawahre) eingeladen, mit mir das ganze Gebiet seines Stammes von der Nachbarschaft meines Hauses bis hinab ins Ghor — d. i. die breite Jordanienste — abzureiten. Die Sawahre waren mir damals lieber als die Abesbia: soviel ich deren kennen gelernt hatte, waren kleinliche Spitzbuben. Aber der junge Hassan stand nun einmal da und wartete auf Antwort. Meinlagen ist ein großer Formnerköp. Also betrachtete ich mich in meinem weichen hemdartigen Gewand, den Thob, der zerstückelt geschnitten und am Bund und den langen Ärmeln mit einem hübschen Muster besetzt war — vielmehr gewohnt war, denn jetzt sah man von alledem nur noch kümmerliche, schmucklose Reste. Ich sprach: Gott segne die Hände deiner Schwelken! Wahrscheinlich, nicht eher werde ich zu euren Festen kommen, als bis ich ein Gewand besitze wie dieses. Damit reichte ich ihm ein paar Silberstücke, dazu ein lebreres Wehr-

gehänge mit Gürtel als Geschenk — ein sehr beliebtes Kleidungsstück auch bei den Halbbeduinen, obschon diesseits des Jordans selbst Dolche nur heimlich getragen werden. Die Silberstücke mochten mehr als das Doppelte von dem betragen, was er für den Stoff bezahlte. Was ihm blieb, war für die Arbeit seiner Schwelken, und zwar über dem landesüblichen Saße. Das Geschenk war für seine Gefälligkeit.

Nach ein paar Wochen kam er und brachte das Gewand. Der Stoff war schlecht, die Naht und selbst das Muster waren Maschinenarbeit. Solches Nachwerk kommt aus der Nähstube eines Klementiers in der Altstadt von Jerusalem. Ich sprach: Wer hätte gedacht, daß es Nähmaschinen gibt in den Zeiten der Abesbia! Er meinte nun, ich sei ganz besonders zufrieden, und forderte noch zwei Silberstücke Nachzahlung für den Stoff. Da begriff ich, daß der Kerl mich für dumm hielt, weil ich ihn nachbarlich behandelt und ihm eine offene Hand gezeigt hatte. Es war ein Mißverständnis. Außerdem war es entgegen seinen eigenen Anstandregeln und durfte nicht hingenommen werden. Ich langte nach der Kispferdpeitsche, warf ihn zum Hause hinaus und fluchte seinem Vater und dem Vater seines Vaters und seinem ganzen Stamme. Noch sehe ich den langen Bengel mit dem frechen Gesicht die hohe Türöffnung meines Hauses füllen — er machte nur immer den Mund auf und brachte keinen Ton heraus. Ich sagte: Was riechst du mir noch das Tageslicht? und hob die Peitsche. Da war die Schwelle plötzlich leer und die Morgenlunge lag auf den steinernen Pliesen.

Am nächsten Morgen lange vor Sonnenaufgang klopfte es dringlich an meine Tür. Ich frage: Wer? und erhalte die Ant-



Segelboote auf dem Troggen.

Hinterindische Schinken, die auf den Strand gezogen wurden, um die ausgepannten, regenfeuchten Segel zu trocknen. Fahrzeuge dieser Art wurden bereits im 17. Jahrhundert benutzt, ihre Form ist seither nicht verändert.

Wettstein (M).



Die Tochter eines der wenigen reiche gewordenen Indianerhäuptlinge bei einem Besuch in Berlin.

Wir waren im Indianerterritorium. Die Kargheit des Bodens, die Dürftigkeit der Grasnarbe, die auf weiten Strecken reiner Sand- und Steinwüste Platz macht, ließ keinen Zweifel daran. Überall in den Vereinigten Staaten, wo die Erde besonders unfruchtbar, die Gegend besonders einladend, kann man sicher sein, sich in einem Indianerreservat zu befinden. Von ihren Ecken am Meer, in den großen Wäldern, in den fruchtbaren Ebenen hat man die roten Männer langsam, aber sicher immer weiter nach Westen zu abgetrennt. Zuerst über die Appalachen, dann über den Mississippi, um sie schließlich in dem Wüsten- und Steppengürtel anzusiedeln, der an dem großen Felsengebirge entlangstreicht.

Das Land der guten Straßen macht in den Indianerreservaten eine Ausnahme. Bozu brauchen die Indianer Straßen? Weber ist es erwünscht, daß sie das ihnen zugewiesene Gebiet so leicht verlassen können, noch daß Fremde hineingeraten. Die Ureinwohner und ursprünglichen Eigentümer des Erdteils, den man sich angeeignet hat, sollen in den Wüsten-gefangnissen bleiben, in die man sie gesperrt hat, dort sollen sie leben und sterben, am besten aussterben. Das war natürlich niemals die offizielle Politik, noch hätte man das je offen auszusprechen gewagt. Aber in der ganzen Behandlung, die man dem Roten Mann zuteil werden ließ, lebte doch noch etwas von dem alten puritanischen Glaubenssatz fort, daß lediglich der tote Indianer ein guter Indianer sei!

Natürlich tat man das Seine, um die roten Mitbürger möglichst gründlich und ausgiebig mit den Segnungen der Zivilisation bekannt zu machen. Nicht nur, indem man die Enkel Winnetous auch weiterhin mit Feuerwaffen und Feuerwasser ver-

Indianer sollen Indianer werden

Die Tragödie des „Roten Mannes“ am Ende? Das Elend in den Reservaten

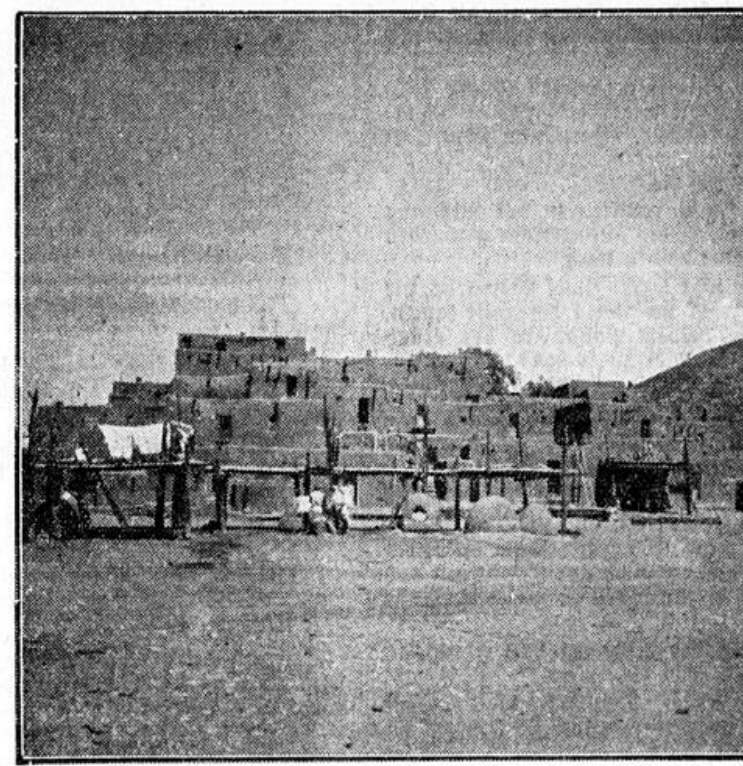
Präsident Roosevelt hat vor einiger Zeit angekündigt, daß er den Indianern Nordamerikas seine Fürsorge zuwenden wolle. In Amerika macht man sich jetzt überhaupt Gedanken um die Zukunft des „Roten Mannes“. Es ist die Frage entstanden, ob es wünschenswert sei, daß der Indianer seine Wiegebegurt erlebe. Im Augenblick leben die Indianer in den Reservaten ohne genügend Land; sie können sich nicht mehr ernähren. Aber das Indianerproblem beruht aufschlußreich Colin Ross in seinem neuesten Buch „Amerikas Schicksalskunde“, aus dem wir mit Genehmigung des Verlages J. A. Brockhaus, Leipzig, das folgende Kapitel abdrucken.

forgte. Letzteres verbot man sogar offiziell, obgleich inoffiziell natürlich jede Rothaut auch weiterhin so viel Schnaps bekommen konnte, wie sie nur zu trinken oder vielmehr zu bezahlen vermochte, auch wenn die letzten Unterhaltsmittel der Familie dafür draufgingen. Nein, man glaubte eine Weile wirklich, die Indianer „weiß“ machen zu können. Das beste Mittel dazu schien, die Kinder den Eltern so früh wie möglich wegzunehmen und in Pensionate zu stecken, die so weit von den Reservaten entfernt lagen, daß die Eltern die Kinder erst wiedersehen, wenn diese nach Beendigung der Schulzeit in die Reservate zurückkehrten. Daß dort Eltern und Kinder einander nicht mehr verstanden, daß die Kinder für das einfache Leben im Zelt oder Behnhaus durch die ihnen in der Schule anezogenen Ansprüche hoffnungslos verborben waren, das kümmerte die Apostel der Zivilisation wenig. Sie taten auch nichts, diese zivilisierten Indianer wirklich in die weiße Gemeinschaft aufzunehmen. Nur besonders begabten, energischen, jungen Indianern gelang es, sich in der Welt der Zivilisation einen Platz zu erobern. Die Mehrzahl war verborben und bildete die Masse jener halbivilisierten und un-

die Rothäute sich eines anderen befonnen zu haben. Sie starben nicht mehr aus, ganz und gar nicht. Die meisten Stämme

Die Navajos sind das eindrucksvollste Beispiel für die schnelle Vermehrung einzelner Indianerstämme. Mitte des vorigen Jahrhunderts schien auch ihr Stamm im sicheren Aussterben. Er zählte nur noch 8000 Köpfe. Seitdem hat er sich jedoch von Jahr zu Jahr vermehrt, so daß er heute 40 000 umfaßt.

Damit aber ist ein ernstes Problem entstanden, auch für die Weißen. Die Navajos sind Nomaden, sie leben von ihren Schafherden. Wohl oder übel haben sie diese vermehrt und vermehrt, bis sie viel zu groß für das begrenzte, ihnen zur Verfügung stehende Land wurden. Die hungertigen Tiere haben die ohnehin dürftige Grasnarbe zerstört, die Pflanzen mit der Wurzel ausgerissen. Jetzt ist keine Weide mehr da, schlimmer noch: der feine Pflanzenschößel geraubte Boden hat seinen Halt mehr. Der Präriehund unterwühlt, der Regen unterwühlt ihn. Erosion tritt ein, und völlige Umwandlung in Wüste droht. Der Geiz früherer Generationen, der die Indianer auf das unfruchtbarste, schlechteste Land drängte, und selbst dieses noch beschneit, rächt sich in furchtbarer Weise. Die Bundesregierung muß mit ganz großen Mitteln einpringen, um die Indianer vor dem Hungerstich zu bewahren und den Boden zu retten, der zur Wüste zu werden droht.



In Taos haben die Indianer Hochhäuser gebaut.

hielten den Stand ihrer Bevölkerung, in einzelne Stämme, sich in geradezu erschreckender Weise zu vermehren. Erschreckend, weil darauf die Indianerpolitik nicht eingestellt war. Das Land, das man den einzelnen Stämmen zugeteilt hatte, war an sich bereits reichlich knapp. Es wurde mit der Zeit immer knapper, da man den ursprünglich der Stammesgemeinschaft überwiesenen Grund und Boden auf die einzelnen Familien aufteilte und ihnen das freie Verfügungsrecht darüber gab. Die Folge war, daß die völlig geschäftungsgeübten Indianer auch jetzt wieder in der gewissenslosesten Weise über ihr gehaue wurden. War ihr Land auch nicht viel wert, so war es doch immer noch ein Geschäft, wenn man es für ein paar Deden und eiliche Flaschen Schnaps erstein konnte. Von 133 Millionen Aker im Jahre 1887 sank die den Indianern gehörige Fläche auf 47 Millionen heutige Tags herab, von denen überdies 20 Millionen unfruchtbar Wüste sind. Damit schien der letzte und furchtbare Akt der Tragödie des Roten Mannes eingeleitet. Der einstige Herr und König eines riesigen Erdteils wurde auf seinem eigenen Boden zum bettelarmen Bettler und Flüchtling.

Merkwürdiger- und im Grunde unbegreiflicher Weise hielt mit dieser Entwurzelung des Indianers seine Dezimierung nicht Schritt, sondern sie schlug — wie bereits erwähnt — in das Gegenteil um. Der auf den Überlebenskampf des einstigen Indianerterritoriums verbliebene Rest schien sich mit Händen und Füßen daran festzuklammern. Die Roten darben und hungerten auf den Reservaten. Sie lebten von geradezu winzigen Einkommen, die man im Durchschnitt, einschließlich der eigenen Farmprodukte und Erträge der Viehzucht auf etwas über 40 Dollar schätzte — im Jahr!

Überall im Südwesten fiel mir auf, welche Rolle der Indianer hier noch, schon rein zahlenmäßig, spielt. Auch in der scheinbar völlig leeren, öden Steppe haben wir zahlreiche Schafherden der Navajos, ihre seltsamen, achtstigen Behausungen

Als bestes Mittel aber zur Rettung der Indianer, zur Rettung des Bodens sieht die Regierung Roosevelts die Rückführung der Rothäute in ihre Stammesgemeinschaft an. Sie sollen den Boden wieder gemeinsam besitzen und verwalten. Sie sollen überhaupt aus der weißen Zivilisation, in die man sie mit so viel Mühe eingegliedert versuchte, wieder heraus. Die Schulen, in denen man sie den alten Kulturen und Stammesüberlieferungen entfremdete, in denen sie „weiß denken“ lernen sollten, sollen geschlossen



Indianer spielen Indianer.

oder umgewandelt werden. Die Kinder sollen in den elterlichen Zelten auf den Reservaten bleiben. Sie sollen wieder zu Manitu beten. Die Indianer sollen wieder Indianer werden!

Photos (4): Aus Colin Ross' „Amerikas Schicksalskunde“. Mit Genehmigung des Verlages J. A. Brockhaus, Leipzig.



Indianerhäuptling als Vorarbeiter im Arbeitsdienst.

brauchbaren, in hoffnungslosem Niedergang versinkenden Indianer von heute.

Die These von dem unvermeidlichen Kollaps der Indianer, zum mindesten in den Vereinigten Staaten, war lange Zeit eine allgemeingültige Überzeugung nicht nur in Amerika. Jahrzehntelang stimmte sie auch. Aber mit einem Male schienen



Indianer von Santa Anna pflegen noch heute ihre alten Tänze.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

7. Fortsetzung.

Barwid begnügte sich mit dieser etwas rätselhaften Erklärung.

„Dann wollen wir also die Leute rufen.“

In diesem Augenblick sprang der Albino auf, streifte seine Fesseln wie einen Handschuh ab und war mit einem Satz an der Tür. Er rief sie auf und stürzte auf den Gang. Fernanda hielt ihren Revolver noch in der Hand.

„Schließen!“ rief Barwid.

Sie suchte die Achseln. Der Revolver war ungeladen. Mit einem Sprung war Barwid vor der Kabine. Er sah den Albino um die Ecke biegen und jagte ihm nach. Jetzt ertönte ein mächtiges Getöse. Der Verfolgte hatte einen Kellner, der ihm mit einem vollen Tablett entgegenkam, umgerannt.

Während der Albino unbehindert seine Flucht fortsetzte, stolperte Barwid über die Scherben. Als er sich erhob, war der Mann verschwunden. Fernanda stand jetzt neben Barwid.

„Zum Speisenaufzug!“ rief sie.

Er verstand sofort. Beide rannten in der Richtung des Zwischendecks. Passagiere, die aufmerksam geworden waren, blickten überrascht den beiden nach.

Der kleine Speisesalon war leer. Zwei Stewards, die hinter Fernanda und Barwid neugierig hergeekelt kamen, blickten befremdet auf die beiden Passagiere der ersten Klasse. Was hatten die zwei hier zu suchen?

Barwid wandte sich an den einen Mann und sprach leise ein paar Worte. Der Steward entfernte sich.

Nur noch betrat der Kapitän in Begleitung von zwei Herren den Raum. Er eilte auf Barwid zu.

„Haben Sie ihn?“ fragte er erregt. Erst jetzt bemerkte er Fernanda; er blickte sie überrascht an.

„Die junge Dame ist eine Kollegin“, sagte erklärend Barwid. „Wenn es uns gelingt, dem Schiffsgespenst das Handwerk zu legen, so ist es zumindest in gleichem Maße ihr wie mein Verdienst.“

Der Kapitän machte in der Richtung von Fernanda eine Verbeugung.

Sie hatte den Aufzug aufmerksam betrachtet. „Darf ich einige Fragen an Sie richten?“ wandte sie sich jetzt an den Kapitän.

„Bitte“, sagte er zuvorkommend.

„Robin führt dieser Speisenaufzug?“

„Selbstverständlich nach der Küche“, meinte der Kapitän etwas überrascht.

Fernanda verließ ein kurzes Lächeln. „Nein, ich meine nach oben!“

Barwid nickte zustimmend. Die beiden Begleiter des Kapitäns blickten etwas unwillig auf Fernanda. Fernanda hatte es längst erraten, sie waren die Schiffsdetektive.

„Aber uns befindet sich ein kleiner Raum, der früher ebenfalls als Speisesalon diente. Jetzt wird er als Lageraum benutzt“, gab der Kapitän die Auskunft. Plötzlich verstand er den Sinn der Frage. „Sie meinen?“

Fernanda nickte.

„Aber es ist doch völlig ausgeschlossen, daß diese kleine Kiste einen Mann befördern kann!“ rief der Kapitän auf den Speisenaufzugweisend.

„Ich habe es auch nicht behauptet“, erwiderte Fernanda lächelnd. Sie drehte sich zu Barwid: „Wollen Sie hierbleiben?“

„Nein, ich gehe hinaus. Einer der Herren genügt hier. Bitte, bleiben Sie hier vor dem Aufzug und halten Sie Ihren Revolver bereit“, wandte er sich an den einen Detektiv. „Wir müssen unten in der Küche ebenfalls einen Posten aufstellen.“

Wenige Minuten später standen Fernanda und die Männer vor der Tür des Lagerraums. Zwei schwere Hängeschlösser sicherten den Eingang.

„Vorwärts“, sagte leise Barwid. „Die Wunde ist zu allem fähig!“. Er und der Schiffsdetektiv entschlossen ihre Revolver. Barwid rief die Tür auf und sprang sofort zur Seite. Auch die übrigen suchten vor unerwartetem Angriff Deckung.

Doch nichts regte sich in der Kabine.

Mehrere Sekunden verstrichen. Barwid, mit erhobenem Revolver, trat vor. Der Raum, der mit allen möglichen Utensilien und Einrichtungsgegenständen vollgestopft war, war nicht leicht zu überblicken.

„Nichts!“ rief enttäuscht Barwid.

„Nichts!“ echote Fernanda. Plötzlich bückte sie sich. „Hier ist der Beweis, daß noch vor kurzem jemand hier war!“ Sie zeigte auf einige Zigarettenstummel.

„Erst vor kurzem geraucht!“ sagte Fernanda.

Barwid trat an den Speisenaufzug. Er blickte in den dunklen Schacht, der eine Tiefe von gut acht Meter hatte. Plötzlich horchte er gespannt. Die Aufzugstriebe befanden sich in diesem Augenblick unten in der Küche. Barwid drehte sich um.

„Herr Kapitän, ich werde mir jetzt erlauben, das Schiffsgespenst Ihnen vorzustellen!“

Er drückte dem überraschten Kapitän seinen Revolver in die Hand. Mit einer fast theatralischen Geste legte Barwid den elektrischen Aufzug in Bewegung. Geräuschlos begann das Seil aufzurollen. Im nächsten Augenblick sah man zwei Hände, die sich krampfhaft um das Seil klammerten. Dann erschien ein mutterverleiertes Gesicht. Barwid packte zu. Er mußte sich beeilen. Denn schon im nächsten Moment erschien eine zweite Gestalt, die gleich der ersten wie eine reife Frucht an dem Aufzugseile hing.

Die beiden Männer saßen sich übermächtig. Drei Revolver waren auf sie gerichtet. Den Albino verschüttete Barwid, gewiß von der vorher gemachten Erfahrung, derartig, daß dem Manne die geringste Bewegung unmöglich wurde.

Die beiden Missetäter wurden am nächsten Morgen im Hafen von Tunis unter sorgfältiger Bewachung den Behörden übergeben.

Fernanda war in dem schönen Hotel Majestic abgeblieben. Nur zwei Tage wollte sie in Tunis bleiben. Sie sah beim Frühstück, als ein Voh ihr eine Visitenkarte brachte und Barwid den Saal betrat. Er begrüßte sie freundlich und bat, Platz nehmen zu dürfen.

„Wenn Sie erlauben, wollen wir erst das Geschäftliche erledigen“, begann er. Er holte seine Brieftasche hervor und entnahm ihr einige große Scheine. „Sieben-tausendfünfhundert Franken, bitte!“

Dabei rief er einen Brief aus der Tasche, der zu Boden fiel. Hastig bückte sich Barwid nach dem Schreiben. Doch nicht schnell genug, um zu verhindern, daß Fernanda die Adresse sah. Die Anschrift zeigte dieselben äußerst seltenen Schreibmaschinentypen wie die Briefe mit der Unterschrift „Jemand, der Sie anbetet“.

„Ich habe soeben einen merkwürdigen Brief erhalten“, sagte er.

„Einen merkwürdigen Brief?“ fragte Fernanda, und ihre Stimme verriet ein wenig die Spannung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Statt der Antwort entnahm Barwid dem Umschlag ein Schreiben und reichte es ihr. Trotz ihrer Erregung merkte Fernanda, daß er den Briefumschlag schnell in die Tasche gleiten ließ. Es war ihr klar, er wollte vermeiden, daß sie die Anschrift las.

Sie hatte sich wieder vollkommen in der Gewalt. Ohne Haß griff sie nach dem Schreiben. Es enthielt nur wenige Worte:

„Die Balken haben die Dase erreicht. Wanderer noch nicht gefestigt. Wir erwarten die Karawane zwei Tage nach Neumond.“

Das rätselhafte Schreiben enthielt weder eine Anrede noch eine Unterschrift. Aber eins war sicher: Es war mit derselben Maschine geschrieben wie die Briefe des Unbekannten, der „Jemand, der Sie anbetet“ zeichnete. Nicht nur dieselben Drucktypen verrieten es, sondern auch einige charakteristische Schäden der Buchstaben wie sie nach längerem Gebrauch jede Schreibmaschine vorweist.

Fernanda blickte Barwid ins Gesicht und fragte, scheinbar wenig interessiert:

„Woher kam der Brief?“

„Aus Frankreich“, antwortete er schnell.

Sie hätte sich gerne überzeugt, aber sie unterdrückte die Bitte nach dem Briefumschlag, die ihr bereits auf den Lippen lag.

„Lassen wir diesen dummen Brief. Wie lange bleiben Sie noch in Tunis?“ fragte Barwid.

„Ich reise schon morgen weiter. Und Sie?“

„Ich habe hier noch einiges zu erledigen“, meinte er ausweichend.

Sie verbrachten den Rest des Tages gemeinsam. Der Nachmittag diente zur Beschäftigung des Mohammedanerbiereis. Barwid war bestimmt nicht zum ersten Male in Tunis, denn er zeigte sich als ein in gleichem Maße bewandelter wie unterhaltener Cicerone. Nach dem Abendessen suchten sie ein großes Varieté auf.

Es war bereits spätmachts, als sie sich in der Hotelhalle verabschiedeten.

„Leben Sie wohl, Barwid!“ sagte Fernanda mit einem leisen Bedauern, das sie selber nicht ganz verstand.

Er beugte ihre Hand lange in der seinen und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Als er ihre Hand endlich losließ, wiederholte er, und es klang wie ein Versprechen: „Auf Wiedersehen!“

Fernanda fuhr mit der Bahn nach dem kleinen süd-tunesischen Ort Sfax. Hier mußte sie übernachten. Am nächsten Morgen ging sie nach dem stillen, verlassenem Hafen. Die „Cité Desançon“, ein kleiner Frachtdampfer, der auch Passagiere beförderte, sah wenig verlockend aus. Das Schiff brauchte gut zwei Tage für die verhältnismäßig kurze Strecke nach Trivolis.

Fernanda ließ ihr Gepäck, das durch Einkäufe in Barcelona und Tunis umfangreicher geworden war, auf den Dampfer bringen. Gegen Mittag lichtete die „Cité Desançon“ die Anker.

Außer Fernanda fuhren bloß zwei Kajütpassagiere. Ein dicker Levantiner, der jede zweite Minute mit einem bunten Seidentuch über die perlende Stirn fuhr, wobei die Brillanten auf seinen fleischigen Fingern Scheinwerfer ähnlich funkelten. Der zweite Passagier war ein kleiner, lebhafter Südfrenzo. Er konnte mit dem seinen Landsleuten eigenen Humor unerträglich Anecdotes erzählen.

Als Fernanda am nächsten Morgen erwachte, fand die Maschine der „Cité Desançon“ still. Sie antwortete auf der Rede von Gabes, einem winzigen Städtchen in der süd-tunesischen Wüste mit einer ausgedehnten herrlichen Oase. Fernanda und der kleine Theateragent besaßen das Boot, das den hierher bestimmten Teil der Schiffs-ladung löschte. Trotz der frühen Morgenstunden war die Luft bereits warm. Wenige Schritte vom Landungs-platz winkte verlockend das Schild einer kleinen Kneipe.

Der Franzose konnte ihm nicht widerstehen. Er vergaß seine angeborene Galanterie und ließ Fernanda allein nach der Oase ziehen.

Als sie wieder am Landungsplatz stand, mahnten sie die wütenden, heiseren Sirenenrufe des Dampfers, daß es höchste Zeit gewesen war.

Gegen drei Uhr morgens lief die „Cité Desançon“ im Hafen von Tripolis ein. Sanitäts- und Passkontrollen erschienen. Fernanda mußte zu ihrem großen Schrecken erfahren, daß sie nicht in das heiserbekannte Land durfte. Sie hatte vergessen, die Einreisegenehmigung vom italienischen Kolonialministerium einzubohlen.

Der Gedanke, knapp vor dem Ziele an solcher Formalität zu scheitern, brachte sie dem Verzweifeln nahe.

Siebentes Kapitel.

Briener stand erneut vor Albatros Noel. Der elegante Noel sah ironisch auf seinen Besucher.

„Also Sie dachten sich, ich würde dem ersten, der zu mir kommt, auf sein ehrliches Gesicht hin ein paar hundert Mark geben, ohne meine Vorlesungen zu treffen?“ Noel betonte spöttisch das Wort „ehrliches“.

Briener brummte etwas. Der Hausherr blies den Rauch seiner Zigarette zu kunstvollen Ringen. Langsam sagte er:

„Sie wollen, irre ich nicht, daß Ihnen gekochene Geld mir wiedergeben. Es ist Ihnen nicht gelungen, die Geige zu erwerben.“

Der Blick von Briener war heinasse gehässig. Er unterdrückte jedoch seine Gefühle. Albatros Noel, der ihn so von oben herab behandelte, würde ihn noch kennenlernen.

„Ich komme, um Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen“, sagte er mit erzwungener Sachlichkeit.

Noel wies auf einen Stuhl: Er hatte seinen Besucher bis jetzt nicht aufgefordert, Platz zu nehmen. Briener setzte sich. Er war zu Noel abwärts gekommen, weil er nach dem Flakso im Musikaliengeschäft seine Hilfe nicht entbehren konnte. Er wußte, sie war nicht billig. Jetzt berichtete er so ziemlich alles von der Erfindung des Chemikers. Von Oliva Vianche und ihren Genossen schwieg er wohlweislich.

Albatros Noel, der mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte, merkte sofort die Lücke in der Erzählung.

„Ja, aber warum zum Teufel war es notwendig, das wertvolle Papier in einem fremden Laden in einer Geige zu verstecken?“

Brieners Verlegenheit dauerte nur einen Augenblick. „Die Polizei war hinter mir her; ich brauchte ein sicheres Versteck.“

Noel war von der Antwort nicht ganz befriedigt, doch er zeigte es nicht.

„Und wo vermuten Sie jetzt die Geige?“

Briener suchte die Achseln. Dieser verdamnte Gegenbauer wollte mir darüber keine Auskunft geben. Er drohte mit der Polizei.

„Das beweist nur, daß er so manches über Sie weiß. Auch andere müssen die Geige gesucht haben.“

Briener nickte düster.

„Aber dann hat man doch den Zettel längst gefunden!“ Briener schüttelte energisch das Haupt.

„Nein, ich habe Beweise dafür, daß es nicht der Fall ist!“

„Sprechen Sie nicht in Rätseln. Wenn Sie meine Hilfe wollen, dürfen Sie nichts verschweigen.“

„Schon gut“, brummte Briener. „Ich weiß, daß Frau Abelhausen nach dem Papier suchen läßt. Ich habe es von einer der Hausangestellten erfahren, die ich gestern heimlich traf und die mir freundschaftlich gesinnt ist.“

Eines verschwiegen Briener. Es war immerhin nicht ausgeschlossen, wenn diese Möglichkeit ihn auch erschauern ließ, daß Vianche und ihre Begleiter sich des Papiers bereits bemächtigt hatten.

„Wie erklären Sie es sich, daß das Papier nicht gefunden wurde?“ fragte Noel.

Erneut suchte Briener die Achseln. „Vielleicht wurde die Geige an irgendeinen Unbekannten verkauft, der nicht so leicht zu erfordern ist.“

Der Kerl ist gar nicht so dumm, man wird auf ihn aufpassen müssen, dachte Albatros Noel. Nach einem kurzen Schweigen sagte er:

„Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen zu helfen. Ich möchte jedoch vorher wissen, welcher Art die Erfindung dieses Chemikers ist?“

Brieners Miene wurde verschlossen. „Ich weiß es nicht“, sagte er unfreundlich.

Noel lächelte skeptisch. „Woher wissen Sie denn, daß die Erfindung so wertvoll ist?“

Briener merkte zu spät, daß er in eine Falle ging. Er konnte doch nicht erzählen, daß man ihm für den Diebstahl des Papiers eine hohe Summe versprochen hatte. Wenn Noel erfuhr, daß er seine Kumpone zu betrügen versuchte, würde er auf noch mehr Mißtrauen stoßen. Vielleicht war Noel gar nicht mehr bereit, gemeinsame Sache zu machen. In der Beziehung hatte Briener Albatros Noel falsch eingeschätzt. Er hätte ihm ruhig alles beichten können; Noel gab sich in bezug auf Ehrenhaftigkeit seiner „Kunden“ keinen Illusionen hin. Er traute ihnen jede gemeine Handlung zu und verstand es, sich rechtzeitig zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 28. Juli 1935

„Och nimm Dank...“

Von den Weiterungen zum Schützenfest, die sich heute abspielen, wollen wir heute nichts berichten, damit meine ohnehin mit diesen Dingen schon gut genug versorgten Leser nicht etwa meinen, wir lebten in der Zeitung nur noch von diesen Broden, die vom „Komitee“-Tische des Reichs herunterfallen.

Gewiß ist Sommer- und Saure-Gurkenzeit; aber wir sind derartig gut eingebettet mit den Dankschreibern für die „unpolitische Chronik“, daß wir mühselos 6 Seiten hintereinander vollschreiben könnten, wenn wir eben könnten. Aber wir haben soviel Platz nicht; wir müssen bescheiden sein, und wir dürfen nur solange auf die Taster der Schreibmaschine schlagen, bis eine Druckseite gefüllt erscheint; dann machen wir den berühmten Punkt und sind froh, daß das wieder einmal für eine Woche überwunden ist. Oft ist es schrecklich schwer, das Penum zum Zusammenbekommen; oft ist es leicht.

Schwer ist es heute trotz allem, nicht weil etwa Stoff mangelte, sondern weil eben so viele Leute Ferien gemacht haben. Während wir arme Schwäne weber Ferien bekommen haben noch viel weniger eine schöne Sommerreise machen können. Wir müssen die Stellung halten, und wir dürfen im günstigsten Falle etwas über Ferien und Ferienreisen schreiben, damit es so aussieht, als wären wir auch in entsprechender Stimmung; wir sind es keineswegs. Enttäuscht haben wir zum sechsundzwanzigsten Male festgestellt, daß wir besser Studientat oder Lehrer geworden wären, da es ja nun einmal nicht möglich ist, daß man sein Leben lang Schüler bleibt; aber wir wissen andererseits auch, daß wir diesen Wunsch losst und so vergeblich wiederholt haben, daß es eigentlich keinen Sinn mehr hat, diesen Reiz bei jedem Ferienbeginn auszuspielen. Denn das hat keine Folgen; mein alter Lehrer, den ich offenbar im vorigen Jahre mit einer solchen Betrachtung „fies“ geärgert habe, traf mich kurz nach meinem vergeblichen Ferienreiser auf der Straße; aber sein Gutmütigkeit hatte schon über seinen Verrücktheit geliegt, als er mir sagte, daß ja schließlich nicht jeder Lehrer oder Lehrerin werden kann, der Ferien wegen, wenn man so bedeutende Lügen bei den unregelmäßigen Verben auf mich gezeigt habe, wie etwa ein gewisser Herr „Dag“. Wenn man so deutlich und so herzlich belehrt wird, dann bekommen die Ferien der anderen fast ein freundliches Gesicht; wir können sie natürlich allen von Herzen, wir können sie vor allen Dingen der Jugend, die sicher ganz große Pläne für die großen Ferien hat; wir wollen dabei nicht einmal von den großen Ferienreisen sprechen, die auch in unserer Jugend noch gar nicht „modern“ waren. Auch diese Verbesserung können wir natürlich von Herzen jedem, der über teilhaftig ist oder wird; aber uns liegen doch diejenigen eigentlich noch mehr am Herzen, die solchen Wäldes nicht teilhaftig sind, oder noch nicht teilhaftig sind; ganz sicher kommt jeder daran, und wer heuer noch zu Hause bleiben muß, der wird vielleicht schon im nächsten Jahre die Möglichkeit haben, seine Zelte fern von Neuß aufzuschlagen.

Aber wir haben so im Anfang der großen Ferien die Pflicht, in alter Frische wieder darauf aufmerksam zu machen, daß auch die nähere Heimat ihre Reize hat; immer wieder müssen wir feststellen, daß wir sie noch garnicht recht kennen. Für die, die unsere Zeitung aufmerksam in den letzten Monaten gelesen haben, sind schon viele kleine und größere Wanderungen festzustellen gewesen: die Erstwanderung Neuß-Neuschenberg-Extrathier-Mühle und dann immer den Flußlauf aufwärts, soweit es an einem Tage geht, um zeitig wieder in der heimatischen Herberge zu landen; da ist die Mühlenbuschwanderung, der Weg nach Rons, der Wöhrer Berg, das Rheinufer, da sind die vielen Wanderungen in die vielen lieblichen Vororte von Neuß, da sind die Dschungel der Delgansinsel und des Stadtwaldes, die langen Rinnen des Nordkanals auf Kaarst zu und darüber hinaus, da ist eigentlich auf Schritt und Tritt Raum und Weg und Platz genug, um auch die großen Ferien damit anzufüllen und zu beleben.

Und schließlich haben die Zuhausegebliebenen ja auch noch den Trost, daß die Ferien auf jeden Fall in den Mittelpunkt des Heimatfestes haben, von dem wir ja nun allerdings heute einmal nicht sprechen wollten. Aber es war unter Mittelpunkt unserer Ferien, wenn die Wagen kamen oder wenn die „Bragge“ von Vater Frick aufgeschlagen wurden. Wir liebten den Lust des frischen Holzes, wir kannten jede Phase dieses Festes, das damals 14 Tage lange örtliche Vorbereitungen erforderte, Vorbereitungen mancher Art. Damals war für uns das Meer fern, waren die Berge unerreichbar, bedeutete uns Eisel oder Mosel, der mittlere Rhein ein unglaublich fernes Ziel, und wir lagen auf der Festenortwie in Gras und ließen die Wolken mit unserem Windvogel Dreifachdrache halten, weil wir selbst eben an diese freundliche, damals so unangenehm beschriebene Heimat gebunden waren, mit Fesseln, die nicht schmerzten.

Aber machen wir es kurz mit den langen Ferien: wir wünschen allen „Konkurrenten“ gutes Wetter und gute Erholung, daheim oder draußen, nah oder fern.

Ob die Ferien auch für die Neußer Theaterleute beginnen, hat der Intendant noch einmal vor den Zeitungslenten von seinen Plänen für die kommende Spielzeit gesprochen; das ist üblich und es ist auch wichtig. Mehr noch als im vorigen Jahre rechnet das Neußer Theater auf Zuzug aus der Neußer Bevölkerung selbst; die Zahlen beweisen es, daß Neuß noch immer hinter den Besucherzahlen für unser Theater in den Abheckerorten zurückgeblieben ist; das ist sicher kein Zufall, sondern das hängt mit allerhand Dingen zusammen, die man nicht belächeln, wohl aber klären kann. Die nachbarliche Großstadt wird niemals ihren Reiz und ihre Anziehungskraft verlieren; auch ihre Theater nicht. Stammgast aber sollte man im heimischen Theater sein, das gerade in den letzten Jahren unter dem neuen Intendanten gezeigt hat, wie sehr es eine Angelegenheit der ganzen Bürgerschaft geworden ist; es will aber noch mehr werden: es möchte der bevorzugte Liebling der Neußer sein, wie es die Theater in der Nachbarschaft auch geworden sind. Das Neußer Theater wird auch am Ende des Sommers wieder den Weg der Werbung beschreiten; das werden verschiedene Wege sein. Vorläufig hat der Intendant einmal seinen Spielplan vorgelesen; wir haben darüber ausführlich berichtet. Der Spielplan ist die Willensart jedes Theaterleiters und jeden Theaters; wir meinen, daß diese Willensart sich sehen lassen kann, und wir hoffen, daß sie ihre Wirkung tun wird. Die Abonnementspreise sind so niedrig und so praktisch gestaffelt, daß es eigentlich nur des

guten Willens bedarf; und wer dann noch nicht in der Lage ist, Theaterabonnent zu werden, der soll es heute schon wissen, daß das Theater auch für die, die wirtschaftlich schwach sind, Möglichkeiten geschaffen hat.

Aber auch darüber wollen wir uns nicht die Köpfe anderer Leute zerbrechen; vorläufig werden unsere Theaterleute — wenn sie die Freilichtaufführungen Mitte August beschlossen haben — auch einmal ein paar Tage in Ferien geben. Sie sind froh, daß diese Ferien nicht wieder mehrere Monate dauern, in denen sie noch im vorigen Jahre durchweg stempeln mußten. Im nächsten Jahre sollen sie sogar noch längere Ferientage haben, und dann hat sich ein Wunsch erfüllt, um dessen Erfüllung schon seit Jahren gerungen wird, und von dem wir schon vor 5 Jahren schrieben, daß es ein Unrecht wäre zu wissen, wie hoch die Wagen an manchen Theatern seien (bei Jahresverträgen) und daß mit einer abgebauten Stange ein ganzes Abheckertheater mit vielen fleißigen Künstlern am Leben gehalten werden könnte. Diese soziale Besserstellung war schon eine erklärte Vorzugsaufgabe des heurigen Intendanten, als er noch Dramaturg am hiesigen Theater war; im nächsten Jahre hat er voraussichtlich dieses Ziel erreicht, und dann kann er sich einen herausheben.

Augenblicklich werden vom Reichsfender Köln Vorbereitungen getroffen, die nach langer Zeit noch einmal darauf hinauszielen, auch der Stadt Neuß noch einmal am Mikrophon Geltung zu verschaffen; es ist eine Hörzene geplant, die sich mit den Vorbereitungen auf das Neußer Fest beschäftigt; solches Beginnen wird sicher nicht nur in Neuß Beifall finden. Auch in Erkenntnis der großen Aufgabengebiete des Rundfunks fühlen wir uns in Neuß ein wenig stiefmütterlich behandelt; daß das Neußer Fest nun einen würdigen Raum finden soll, ist erfreulich, und, wenn wir richtig gehört haben, soll auch der erste Festtag in einer Ueberragung gewürdigt werden. Ganz sicher bewegen uns dabei keine Wünsche des Reichs oder des Geltungsbedürfnisses, vielmehr haben wir den bescheidenen Wunsch, daß unter Licht nicht unter dem Scheitel stehe, was wir erst jüngst festgestellt haben, als wir die rheinischen Prospekt über Land und Leute und Städte befragten. Wie sehr auch A. B. Schaff's Konrad von diesem Wunsch befeuert ist, das konnten wir in der vorläufigen Verammlung der Schützen beobachten, wo sich Konrad geradezu ein Stimmband zerriß, um den Rundfunkhören demnächst einmal zeigen zu können, was eine Parte ist. Im Ganzen wird es sicher der ganzen Regie der Rundfunkhörenbedürfnisse bedürfen, um aus den Ausmitteln der verschiedenen Schützenverbänden, mit deren Aufnahme am vergangenen Samstag begonnen wurde, einen wirkungsvollen Hörbericht herauszuschneiden, wenn er eben mehr sein soll als nur eine Abbildung von mehr oder minder eigenartigen, immerhin aber doch nicht gerade neuen Geräuschen. Aber wir wollen diese Aufgabe denen überlassen, die sie sich gestellt haben, und wir wollen ihnen nicht in das Handwerk pfuschen; nicht einmal durch eine kritische Bemerkung. Gleich nach der Verammlung am vorigen Samstag hat Meister Müller schon eine Platte vorgepielt, und gleich bei dieser Probe konnte man deutlich erkennen, was die Schwierigkeit bei diesem Werke liegt. Denn nicht alles, was ein solches Fest richtig leben, und daß man, wenn man es richtig sieht, nicht immer richtig verstanden zu werden braucht, wenn eben bei „physischer Distanz“ nicht überbrückt werden kann. Der „Düsseldorfer Renner“ des Festes jagte plötzlich bei der Schilderung des Festzuges u. a.:

...da kommen die Schützen und Grenadiere; noch haben sie Blumensträußen in den Gewehrsläufen; gleich aber, auf dem Schießstand werden sie diese entfernen und mit den Gewehren nach den wertvollen Preisen schießen, die beim Jubiläumsspekt den Siegern winken.“

Na, wenn die Düsseldorfer Schützen mit diesen Gewehren, in deren Läufe die Sträußen waren, auf den Vogel geschossen haben, dann haben sie diesen bestimmt nicht herunter bekommen. Wir wollen uns aber wegen der Düsseldorfer Jubiläumsspekt kein Wort ausdenken, obwohl wir im guten Sinne daran einige Beanstandungen haben; acht oder noch mehr Tage ist nämlich reichlich, um bei einem Schützenfest bei Atem bleiben zu können, und auch die Propaganda eines solchen Festes darf nicht zu sehr nach „Fremdenwerbung“ allein riechen; ein solches Fest muß auf sich selbst stehen und aus sich selbst kommen; Vorkämpfe

und Ruberernen gehören ursprünglich nicht zu einem Schützenprogramm, wie wir auch gewisse Bedenken gegen das Auftreten zu großer Massen kostümierter, geschminkter und mit künstlichen Härten besetzter Festteilnehmer haben. Wir wollen das dem nachbarlichen Jubiläum zugute halten, wollen uns aber in Neuß vor solchen Möglichkeiten hüten, wie wir auch der Meinung sind, daß ein Jubiläum sich in Ausmaß und Anspruch an dem Jubiläumszustand des Jubilars ausrichten muß, und wer die Schützenfeier in Düsseldorf in den anderen Jubiläumsjahren gesehen hat, der wird staunen, was aus diesem Rinde im Jubiläumsjahre geworden ist; ganz sicher können wir den Düsseldorfern ihr altes Fest, und wir wissen wohl, daß es die Größe der schönen Großstadt ist, die die Schützen früher sozusagen mit Haut und Haar verschlungen hat, und daß sich kein Mensch um sie bemühte, als es noch nicht recht Mode war, ein altes Volksfest zu halten, zu küssen und zu unterstützen; und gerade weil wir in Neuß dieses Fest und seine Bräuche gehalten haben durch die und durch, deswegen empfinden wir seinen Bestand auch heute noch als ein uraltes, vertrautes Familienfest, das in jedem Jahre einfach da ist, weil es gleichsam nicht weggemottet wird das ganze Jahr über.

Aber nun ist der unpolitische Chronist doch noch in „Rimesfall“ geraten, obwohl er sich so fest vorgenommen hatte, es nicht zu tun; aber es ist schon so: wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über! Aber da wir hier doch nicht bis zum 25. August die unpolitische Chronik mit den firmestlichen Gedanken des Chronisten füllen können, so müssen wir uns einmal schnell nach anderen Themen umschauen.

Das 100-jährige Bestehen der Reichsbahn, deren Jubiläum wir in diesen Monaten August-Oktober begehen, hat uns den Abstand zwischen einst und jetzt deutlich gezeigt; unter Eindruck von der Schnellfahrt Köln-Berlin ist noch frisch und gewaltig; aber diese eilige Entwicklung, die wir dem Genius unserer Konstrukteure verdanken, hat doch das Abblühen der Eisenbahn nicht erschlagen können. Erst dieser Tage haben wir bei Asbach auf dem Bektelwald das Sieg-Eisenbahnhäuschen, das den Eindruck machte, als sei es aus der Spielzeugschachtel ausgebrochen, und in der Zeitung lasen wir dieser Tage von einem Abblühen, das gerade in den Tagen des Eisenbahnjubiläums besonders anziehend und angenehm wirkt. Diese Notiz ist so hübsch, daß wir sie hier abdrucken wollen.

Die schwäbische Eisenbahn ist unsterblich geworden, im Spottvers und im Lied. Bin und wieder geschieht etwas, um diesen Ruhm wirklich zu bekräftigen. Vor wenigen Tagen gab es auf der Station Albstadt-Mottweil der Kleinbahn nach Vödingen ein großes Hallo. Der Zugschaffner fehlte. Nirgendwo konnte ihn der Herr Stationsvorsteher entdecken. An einen Unglücksfall zu glauben, trübte sich das schwäbische Gemüt. Nach einigem Aufenthalt schnaupte auch wirklich eine Lokomotive heran und setzte den vermissten Schaffner unter dem vergnügten Beifall der Fahrgäste ab. Der Zugschaffner war eben auf der vorhergehenden Station „fingergelassen“ worden. Derlei soll auch anderswo vorkommen. Erstaunlich ist hierzulande nur, daß man solche Zwischenfälle schmunzelnd in Kauf nimmt — auch dann, wenn solche Ereignisse ungebührliche Wartezeiten mit sich bringen.“

Die „schwäbische Eisenbahn“ scheint es in sich zu haben, aber es wäre ungerecht, wenn wir nur nach der idyllischen Seite den Süden des Vaterlandes beleuchten wollten. Fortschritt und Reform werden nämlich auch dort gepflegt, was man der Gerechtigkeit wegen feststellen muß; und um eben gerecht zu sein, müssen wir die „Agathe“ erwähnen, die einen neuen Rekord im Milchgeben aufgestellt hat. Agathe gehört der Gutsverwaltung Bollhaus bei Tübingen, und sie ist unbestritten Weltmeisterin. Sie produziert im Jahre 17 200 Liter Milch, und sie hat das bescheinigt bekommen, hat auf manchen Ausstellungen, auf denen man für solche Leistungen den richtigen Lob hat, Auszeichnungen und Preise bekommen, ohne daß ihre diese Aufregung geschadet hätte. Sie ist nicht einmal eingebildet geworden, obwohl das ja nahe liegen könnte, wenn man erst einmal Rekordlöhne ist.

Von den restlichen Lesebrüchten, die der Chronist in seiner Mappe konzentriert, wollen wir dann zum Schluß für heute noch eine Delikatess servieren.

Die Steuer- und Konzeptionsfrage ist schon seit vielen Jahrhunderten ein viel umrittener Punkt. Ein holländisches Blatt erinnert bei dieser Gelegenheit an die Zulassung eines Apothekers in Vunglau aus dem Jahre 1595. Um eine Konzession zu erhalten, mußte dieser Pharmazeut eine ganze Anzahl von Bedingungen erfüllen, die wert sind, wiedergegeben zu werden:

1. Der Gesuchsteller hat sich der Kontrolle der Ratsherren und Doktoren zu unterwerfen.
2. Bei ihren Besuchen hatte er ihnen Speis' und Tranf vom besten Wein vorzulegen.
3. Zu Neujaht hat er jedem Ratsherren ein passendes Geschenk zu überreichen.
4. Bei Rats tagungen hat er die Rats herren mit Bitteren Tropfen (!) zu versehen.
5. Im Falle der Erkrankung hat er den Rats herren gratis Heilmittel zu liefern.
6. Er hat Magistrat und Gericht gratis mit Siegelad und Tinte zu versorgen.

Scheinbar ist aber trotzdem nicht alles in Ordnung gegangen, denn im Jahre 1622 mußte ein Apotheker als Buße 8 Jahre lang dem Bürgermeister 3 Kannen, den Rats herren 1½ Kannen und den Schöffen 1 Kanne Wein liefern.

Diese kleine Episode aus einer Zeit, die vorüber ist, schmeckt auch aufgewärmt noch gut.

Diaz



Klein-Lieschen freut sich über den großen Schwan

(Deutsches Nachrichtenbüro)

Windmühlen haben ihre Geschichte

Noch immer, wenn wir mit Bahn und Auto oder auf fröhlicher Wanderfahrt die deutschen Lande durchstreifen, begegnet uns die alte Windmühle, die der Landschaft einen Schimmer verlungener Romantik verleiht. Gar manche dieser alten Mühlen ist verfallen und wird als historisches Denkmal gewertet, aber ausgespielt hat die Windmühle selbst bei der fortgeschrittenen Technik der Gegenwart ihre Rolle noch nicht. Ihre wirtschaftliche Bedeutung ist immer noch größer, als man annimmt, und es ist nicht nur um der Romantik willen notwendig, daß uns der Windmüller als selbständige wirtschaftliche Existenz erhalten bleibt. Für das Jahr 1927/28 gab die Statistik noch 1936 Windmühlen in Deutschland, die in Betrieb waren.

Nachdem auf die Entwicklung der Windmühlen erleben wir ein Kapitel der Geschichte der Technik, das von kulturhistorischer Bedeutung ist. Uns allen ist bekannt, wie die Menschen der Vorgeschichte in einem mühsamen Mahlprozeß das Getreide zwischen Mahlsteinen mit der Hand zerrieben. Auf Zeichnungen aus ältester Zeit von den verschiedensten Völkern ist uns dieser Vorgang bekannt. Die Mahlbereitung ist Frauenarbeit, und wir sehen sie auf den Bildern in der charakteristischen Kauerstellung ihr Werk verrichten. Schon immer saßen die Menschen darauf, den Mahlprozeß zu beschleunigen, denn die Handarbeit war nicht in der Lage, den gesteigerten Bedarf zu decken. Die Mahlsteine wurden vergrößert, mit Sechsecken versehen, und der Antrieb dieser Mühlen, erfolgte durch die Zugkraft der Tiere. Da kam der Mensch zuerst auf den Gedanken, die Kraft des Wassers für den Mälzereibetrieb auszunutzen, aber hierbei fühlte er sich bald zu sehr an den Ort gebunden. Er sann und sann, wie er sich die Kraft des Windes nutzbar machen könnte. Während Vitruvius schon zu Beginn unserer Zeitrechnung von Wassermühlen berichtet und durch die Römer auch die Wassermühle nach Deutschland gekommen ist, als deren erste Vertreter bei uns die sogenannten „fränkischen Mühlen“ auftauchen, so darf man den Beginn der Windmühlenezeit etwa in die Zeit der Kreuzzüge legen.

Der Ausdruck „Windmühle“ macht uns auf die konstruktiven Unterschiede der Windmühlen aufmerksam. Bei der *Windmühle* ruht das ganze Mühlenhaus auf einem Bodgerüst und kann gegen den Wind gedreht werden. Zum Unterschied von dieser Mühle ist der Unterbau der *Holländischen Windmühle* fest. Nur die Flügel samt der Flügelwelle ruhen auf einer Dachhaube, die natürlich ebenfalls gegen den Wind zu drehen geht. Das sind die Windmühlentypen, die uns in Europa am häufigsten begegnen. In Ägypten bevorzugte man gegenüber unseren durchweg vierflügeligen Windmühlen solche mit sechs bis acht Flügeln, und in Griechenland verstärkte man die Wirkungen der Windkraft durch segelbespannte Flügel. Die Windmühlen der Amerikaner dagegen bilden den Übergang zu den Windrädern, Windmotoren und Turbinen.

Das letzte Wort über die Mittel und Möglichkeiten der Ausnutzung der Windkraft ist auch heute noch nicht gesprochen. Die Erkenntnisse der Gegenwart sind höchst nutzbringend verwerdet worden. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die Einführung der Ventilanten, das heißt Stromlinienführung verblickter Flügelantenn, allein zu einer fast dreifachen Leistungssteigerung geführt hat. Schließlich steht die Windmühle ja auch nicht allein im Dienste der Getreidevermahlung. Gerade als eine äußerst billige Kraftquelle leistet sie bei landwirtschaftlichen Be- und Entwässerungsanlagen unschätzbare Dienste. Auch zur Verjüngung abgelegener Gehöfte mit elektrischem Strom ist der Windmotor hervorragend geeignet. Daß das Tassen und Fühlen bezüglich der Ausnutzung der Windkraft nicht aufhört, zeigen uns die Experimente Klettner mit seinem Rotor, der eine Windkraftmaschine mit senkrechter Achse darstellt. Als Hilfssegl für Schiffe hat sich dieses Prinzip jedoch nicht durchsetzen können, aber in der Form des sogenannten *Coniusrotors* finden wir die gleiche Windkraftausnutzung an einer Stelle wieder, wo wir es allzu leicht übersehen. Wer hat nicht schon auf den Dächern der Straßenbahnen und anderer Fahrzeuge kleine Motoren sich drehen sehen, die für die Entlüftung der Wagen sorgen? Das sind die *Coniusrotoren*, die kleinsten Verwandten unserer Windmühlen.

Wir erkennen schon aus dieser flüchtigen Betrachtung, daß die Windmühlen nicht nur von der romantischen Seite aus, sondern auch in ihrer realen technischen Bedeutung höchstes Interesse erwecken. Bereits unter den Zeichnungen des auf vielen Gebieten genialen italienischen Meisters Leonardo da Vinci finden wir eine genaue technische Skizze der holländischen Windmühle, und wir erkennen daraus, daß auch Leonardo von diesem Problem gefesselt worden ist.

Der Charakter der Windmühle bedingt es, daß sie möglichst auf einem erhöhten Standort errichtet wird, wo die Kräfte des Windes sich ungehindert entfalten können. Diese bevorzugte Lage der Windmühlen hat vielen von ihnen eine historische Bedeu-

tung geben, denn die Feldherren früherer Zeiten, die bei der geringen Ausdehnung der Fronten die Schlacht noch mit eigenen Augen verfolgen konnten, wählten sich als Befehlshand ebenfalls aus der Landschaft aufragende Punkte, die besonders in früheren Zeiten zugleich der Standort einer Windmühle gewesen sind. Bekannt ist die Windmühle von Cospeba, von der aus Napoleon die Operation der Schlacht bei Jena geleitet haben soll. In einer Windmühle sollte aber auch gegen die Macht des Korros der entscheidendste Schritt unternommen werden. In der Völkerrunde Mühle bei Tauraggen trafen sich Silvester 1812 der russische General Diebitsch und der preußische General Yorck, um jene denkwürdige Konvention abzuschließen, die die Befreiung Preußens einleitete, dem preußi-

schen König eine schlagkräftige Armee sicherte und in Ostpreußen die Organisation einer großartigen Erhebung ermöglichte.

Zu den Denkmälern preußischer Geschichte gehört auch die Mühle von Sanssouci. Der Müller von Sanssouci, der nach der Übergabe mit Friedrich dem Großen in einen Streit um den Besitz seiner Mühle geraten war, soll dem König, der mit Gewalt drohte, die denkwürdige Antwort gegeben haben: „Ja, Majestät, wenn das Kammergericht nicht wäre.“

So sind uns die Mühlen als Schmelz der deutschen Landschaft und als Zeugen geschichtlicher Vergangenheit ebenso lieb geworden wie in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Immer möchten wir ihren trauten Anblick in unseren Heimatgauen missen. *Fritz Weiler-Gera.*



Windmühlen, das Zeichen der Landschaft

(Photo: Atlantic.)

Abend an Bord „Agnes 28“

Skizze von Otto Walthert Hartensfels (Neuwied).

Hinter dem mächtigen Rheinbogen wird die „Agnes 28“ von der Dämmerung ergriffen. Ueberraschend färbt die Sonne den Himmel blutrot, und dann geht sie, um einer tiefschwarzen Nacht zu weichen. Die Uferreihen verschwinden wie von einem Schleier überzogen.

„Hallo, wo bleiben die Lichter?“ knurrt es vom Steuerbord her.

Anton läuft schon über Deck. Trapp, trapp lärmten die Holzschuhe auf dem Eisendeck. Nach einer Weile steigen rudeweise die Positionslampen am schlanken Mittelmaß hoch.

Anton bleibt im Ruderhock stehen. Das Schleppboot vor ihnen verlangt nach der Fahrt, gleich wird das Läuten kommen, das erste Zeichen zum Ankerlegen. Nicht geht es schon unter Land her.

„Tut — tunnt...“ Ganz nahe fucht ein Frachtdampfer, ein „Eulenburger“, seinen Weg durch die Dunkelheit. Stromab entschwindet sein rotgrüner Lichtschein, in dessen sein Warnruf über dem Fluße weiterdröhnt.

„Bim — bim — bim — bim...“ Unaufhörlich kommt jetzt der eindringliche Klang der Schiffsglocke vom Schleppboot her. Ein froher Ton schwingt mit: Feierabend! Lacht Anton fallen.

Hell klingt der Hammer in Antons Händen auf eiserne Ketten. Das Ankerseil löst sich. Aufklappende saust der Dreizeh in die Tiefe des Stromes.

Fertig mit der Schiffsarbeit. Leise singend steigt Anton, der Leichtmatrose auf Schleppbahn „Agnes 28“, die schmalen Sprossen der Leiter zu seiner Kabine im Vorschiff hinauf.

Klein ist sie, und die Kreuzungen der Stahlträger, die Eisenwände geben dem Raum einen kalten Ausdruck. Zwei eingebaute Betten, an der Tür ein Spiegel, daneben ein großgewürfeltes Handtuch, ein schmaler Tisch, ein Kissenhalter mit brennendem Licht. Die Kahlheit des Raumes hat Anton etwas verdeckt, indem er Bilder an den freien Stellen aufhängte: Eine Landschaft mit Häusern, sein Heimatdorf am Rhein — Vater und Mutter, eine große Photographie — dazwischen Ansichtskarten, die ihm ein Kamerad irgendwoher einmal schickte... Und ein Bild von einem Mädchen.

Wenn er sein Mittagsschlaf hier am Tisch allein verzeiht, dann schaut er gern auf dieses Bildchen. „Ja, wenn ich mal einen eigenen Kahn habe!“ Anton streckt sich; er weiß, wie es dann zugehen wird. Das Mädchen wird als seine Frau und als Mutter seiner Kinder neben ihm auf Deck und am Steuerbord stehen, und zu zweit werden sie dem Leben schon die guten Seiten abgewinnen. Wenn einmal... So lange muß das Mädchen noch warten.

Der Schiffer pfeift. Himmel, das Abendessen! Anton klettert eilig die Leiter hoch. Als Matrose an Bord eines Rheinschleppers muß man mehr können, als Schiffsarbeit verrichten. Die Hausfrau fehlt.

Der Kapitän könnte auch endlich bald heiraten. Aber wenn nur andeutungsweise die Rede darauf kommt, dann verzichtete Firmessen auf das Bild der Kapitänin — nur sein volles Gesicht. Heiraten? Später einmal. Wer weiß?

Hugo Firmessen ist noch jung. Und so

lange er noch Mädels ansehen wird, ohne an eine gewisse Babel zu denken, mag es hingehen. Er hat keine große Liebe irgendwo, die ihn hält. Hinter seiner lachenden Seiterzeit steht der Ernst reifer Überlegung. Die Frau eines Rheinschiffers muß Entbehrungen tragen können, einen starken Charakter haben. Firmessen weiß, daß es nicht leicht ist, wochenlang an Bord eines Schleppers zu wohnen, kaum andere Gesichter zu sehen als die des Mannes und des Matrosen. Er hat in so manche Ehe auf Schleppbahnen hineingehaut. Nicht in den Fehler der anderen verfallen, lieber warten!

„Anton, Antoon — fahr an Land und hol Wurst und Käse, damit wir bald was in die Mägen bekommen!“

Anton blinzt den schweren Nachen los: Hum-bum! Hat sich die Ruder ins Wasser? Von der Nacht ist das schwarze Ungetüm verschlungen.

Käpten Firmessen steht, nur mit Hose und Schuhen bekleidet, am Steuerhaus. Er zupft den Waffereimer über Bord, einmal, zweimal. Ein Rinnal läuft über den Eisendeck, spielt um die schweren Holzpantinen und tropft außenbords wieder in den Strom. Firmessen beugt sich und prüft unter dem Bad. Herrlich ist das, den Schweiß und Schmutz des heißen Sommertages hinunterzulassen.

Nach dem Waschen stellt der Kapitän den Waffereimer auf den Herd. Anton bleibt ihm zulange aus. Dicke Porzellantassen mit der Aufschrift „Zum Geburtstags“ legt Firmessen auf den Tisch. Bis der Kaffee fertig ist, lehnt er pfeifend an der Küchentür.

Dann ist Anton wieder da. Er legt Wurst und Käse auf den Tisch und geht nach vorne, um sich ebenfalls zu säubern und umzuwickeln. Die Feierabendkleidung, blaue Bade mit zweiseitig goldenen Knöpfen, dazu die blaue Schiffermütze. Er schaut in den kümmerlichen Spiegel. So sehe ich wirklich gut aus, denkt er...

Ruhig ist es jetzt an Bord: Firmessen und der Matrose vergehen schweigend das Abendessen.

Ueber den Rhein trägt die Luft verwehte Musikflänge. „Brauchen wir kein Radio einzuschalten“, brummt Firmessen. Müden spielen um den Schein der Lampe, deren schwacher Strahl kaum aus der Küche den Weg ins Freie findet. Von der Fabrik am Rande der Stadt schallt das harte, raselnde Klappen auf Rietern. Lichter huschen über den Strom, ein letzter Passagierdampfer fährt auf gleicher Höhe.

Anton räut Teller und Tassen weg: „Mieviel Schläge kamen vom Schleppboot, Anton?“ — „Vier, Käpten“, antwortet der. Oho, Firmessen verzicht das Gesicht, dann heißt es also morgen wieder um vier raus und Anker lichten. Wie spät mag es denn jetzt sein? Er zerrt die Uhr aus der Westentasche. Neun schon.

„Soll ich's Radio einstellen, Käpten?“ — „Na, laß man gut sein! Stell die Sachen weg und hol Dein Vandonium!“

Wenig später hoden sie gemächlich auf der grünen Holzbank vor dem Steuerhaus, Anton die „Selbstgedrehte“, Firmessen die Pfeife im Mund. Auf dem Schifferklavier sucht Anton lustige Melodien, er fällt schließlich ganz in Sinnen. So ein bißchen Vandalie auf dem Vandonium hat der Käpten am liebsten, selten will er Lieber hören.

Wenn der Schiffer an Bord bleibt, dann will er meist über irgend etwas in Ruhe nachdenken. Das hat Anton in der kurzen Zeit, in der er mit Hugo Firmessen fährt, schon herausbekommen.

Auch jetzt blickt der Käpten vor sich hin: Denkt an die Zeit, die sie in Mannheim verbringen werden. Drei Tage auslaben und dann hoffentlich bald Talsucht. Es wird keine schöne Fahrt werden. Die Frachtschiffe sind so gering, und er kann auch nur halbe Ladung nehmen, der Wasserstand läßt keine volle zu. Heute soll ohnedies am Hammerstein schon ein Schlepper aufgefahren sein. Ree, dann lieber weniger Großchen, aber blaues Schiff ohne Led und Lüftung.

Firmessen schaut nachdenklich ins schwarze, schweigende Wasser. Sein Bild faßt den Strom, den altertrauten, das im Dunkel rauschende Wasser und die nächsten Häuser am Ufer. Träge liegen Kalkteller am Werth, das Regwerf glänzt fast im gelben Lampenlicht. Die Fahrt schiebt sich langsam heran, Motorengedröhn fließt durch das Dunkel...

Firmessen fährt hoch, räuspert sich laut: „Schluß, Anton, wollen schlafen gehen. Gute Nacht!“ Er verschwindet unter Deck. „Gute Nacht, Käpten!“ Anton trollt sich nach vorne, stolpert über Tasse in der Finsternis und steigt in die Kabine. Langsam zieht er seine Kleidung aus.

Der Strom pulst feise, jählich saßt an die Ankerkette. Sie liegt bei jedem sanften Wellenschlag. Durch die offene Kabinentür lugt ein winziges Stüddchen Nachthimmel.

Anton wirft sich zur Seite: Schluß jetzt — in fünf Stunden ist die Nacht herum. Schiff in Ruh...



MODE UND HEIM

Launen der Mode



Leichte Hüllen für warme Tage

Die meisten Frauen gehen nicht gern „blank“, sie kommen sich leicht unfertig angezogen vor. Die gegenwärtige Mode nimmt Rücksicht darauf und bietet für alle Gelegenheiten leichte Hüllen, die auch in warmen Tagen nicht stören. Wichtig ist dabei vor allem der Grundsatz, daß Jacke und Kleid oder Mantel und Rock nicht wie früher übereinstimmen müssen. Man trägt also seelenruhig zum gestreiften Sportkleid die sportliche Jacke des weißen Leinenkostüms. Man kombiniert das blaueifigepunktete Nachmittagskleid mit dem weiten, blauen Jackchen des Kompiets. Für den Abend bleibt der schwarze Seidenmantel, der am Hals mit leichter Schleife geschlossen wird, im Vordergrund. Etwas besonders hübsches und Elegantes ist ein kleines Cape aus Tüll, das über dem großen Abendkleid zu tragen ist.

Einkochen — aber mit Verstand!

Der Markt bietet uns jetzt Beeren und Früchten und damit köstliche Möglichkeiten! Ein Wort zuvor jedoch, ein Wort über die Kunst, mit dem Zucker, der zur Konservierung der Früchte gebraucht wird, umzugehen. Denn nur zu häufig ist Unkenntnis in diesem Punkt schuld an vorzeitigem Verderben oder Mißlingen der Einkocharbeit.

Der Zucker zum Einkochen der Früchte — besser aber jeder Einkochzucker! — soll geläutert werden. Er wird zu diesem Zweck mit so viel Wasser übergossen, daß er sich auflösen kann, etwa ein Viertelliter Wasser auf anderthalb Pfund Zucker. Man rührt mit silbernem Löffel im Topf, der auf mäßigem Feuer steht. Mit einem Schaumlöffel entfernt man vorsichtig die Unreinlichkeiten, die sich im Schaum auslösen, und mit einem reinen Löffelchen säubert man auch den Rand des Topfes, an dem sich Rückstände ansetzen. Ist der Zucker gar zu unrein, so schlägt man etwas Einweiß zu Schnee — auf zwei Pfund Zucker ein Eiweiß — und gibt es in die kochende Masse. Läuft der gereinigte Zucker in

breiten Tropfen vom Löffel, so ist der sogenannte erste Grad erreicht, in dem man ihn meist zum Einkochen benutzt. Zieht der Zucker beim Weiterkochen Fäden, so ist der zweite Grad erreicht. Ein harter, haltbarer Zuckerfaden — das ist der dritte Grad, und kleine Schaumbällchen, die abfliegen, wenn man gegen den Löffel anbläst — vierter Grad, und erbsengroße Massen — damit ist der fünfte Grad der Zuckerläuterung erreicht. Für die meisten Einkocharbeiten reicht der erste Grad der Läuterung aus, doch wird in manchen Rezepten ein fortgeschrittener Läuterungsgrad verlangt.

Ein einfaches, gutes Konservierungsverfahren: Die eingekeulten Sauerfrüchte werden geschält in die Gläser geschichtet, der Zucker wird zum großen Teil gesponnen und erstattet über die rohen Früchte gegossen. Dann verbindet man die Gläser sofort luftdicht. Der Zucker muß fingerhoch über den Früchten stehen. — Sehr gut sind sie in Essig: Man füllt die Gläser der Früchte, abgeriebenen Äpfeln und legt sie in Gläser mit Nüssen und großen Zitrusfrüchten. Nun füllt man einen halben Liter Essig mit 375 Gramm Zucker auf und gießt ihn kochend über die Früchte. Nachdem man ihn zwei Tage stehen ließ, focht man wiederholt auf bei gründlichem Abschaumen, bis der Essig nur noch fingerhoch über den Früchten steht. Dann bindet man die Gläser oder Töpfe zu.

Große, schöne Sauerfrüchte werden ebenfalls mit Zucker, der zum ersten Grad geläutert ist — Pfund auf Pfund —, eine Viertelstunde gekocht. In einer Porzellanpfanne müssen die Früchte erkalten, dann focht man drei- bis viermal innerhalb der nächsten Tage den Essig nochmals auf bei gründlichem Abschaumen und bindet dann die Gläser und Töpfe gut zu.

Als Schutzhaut hat sich in letzter Zeit das durchsichtige „Glasgummi“-Papier sehr bewährt.

Was wir Frauen wissen müssen

Aktuelle Kurzberichte.

Das Arbeitsbuch für Hausangestellte.

Auch für Hausangestellte kommt nunmehr die Einführung des Arbeitsbuches nach dem Durchführungsgebot des Reichsarbeitsministers vom 16. Mai in Frage. Die Hausangestellte hat bei Eintritt der Stellung dem Arbeitgeber, also der Hausfrau, das Arbeitsbuch auszubändigen. Die Hausfrau hat darin den Beginn der Arbeitsaufnahme, die Art der Arbeit und den Termin der Arbeitsaufgabe zu vermerken, ohne weitere persönliche Zusätze. Eine Einbehaltung des Arbeitsbuches ist nicht gestattet, denn es ist Eigentum der Hausangestellten, auf deren Antrag das Arbeitsbuch von dem Arbeitsamt ausgestellt wird, in dessen Bezirk die antragstellende Hausangestellte polizeilich gemeldet ist. Eine Verschleißung dieser polizeilichen Meldung ist mit dem Antrag vorzulegen.

Urlaub für Hausangestellte.

Der Treuhänder der Arbeit hat die melumstrittene Frage mit den folgenden Richtlinien geklärt:

Zur Aufrechterhaltung und Pflege eines gesunden Volkes ist es unbedingt notwendig, auch den Hausangestellten nach einer Beschäftigung von 6 Monaten einen bezahlten Urlaub von mindestens 4 Tagen zu gewähren, der sich nach der Beschäftigungsdauer staffelt und bei längerer Beschäftigungsdauer (3 Jahre) auf 14 Tage erhöhen soll (nach einem Jahr 6 Tage, nach zwei Jahren 10 Tage, nach drei Jahren 14 Tage).

Da in dem Lohn die Verpflegung und die Wohnung als Naturalien enthalten ist, ist dem Haushalt entsprechend der vom dem Haushaltsvorstand eingeparte Betrag zu ersetzen. Zweckmäßig dient als Richtmaß das vom Arbeitsamt bzw. der Krankenkasse festgesetzte ortsübliche Kostgeld.

Der Hausarzt rät:

Augenreizung.

Es gibt Augen, die ausgezeichnet ihren Dienst tun, aber nervös werden. Das heißt, sie neigen zu Blendungserscheinungen, ermüden leicht, fangen an zu tränen usw. Solche Augen verlangen besondere Pflege. Sie wollen nicht im Dämmer- oder Zwielicht überanstrengt werden, sie erholen sich bei ruhigem Blick ins Weiße, erfreuen sich an grüner Farbe und bessern sich durch laue Kamillen- oder dreiprozentige Borwasserbäder.

Genickschmerzen.

Unter diesen lästigen, aber meist harmlosen Erscheinungen leiden manche Menschen bei jeder leichten Ermüdung. Ein wenig Zug von rückwärts, ungeschickte Lage im Schlaf — und schon sind die Schmerzen im Nacken da, die kaum erlauben, den Kopf zu drehen. Man massiere leicht mit Fett, halte den Nacken warm und mache jede Stunde ein paar Minuten Halsgymnastik (Kopfschütteln usw.).

„Meine heiligste Pflicht!“

Das Lebensbild einer großen deutschen Frau in Briefausprüchen und Zeldokumenten — Zum 125. Todestag der Königin Luise am 19. Juli 1935

Von E. Wiedershausen.

„Ich doch alles in der Welt nur übergeben. Wir müssen durch, sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und besser werden.“ (Königin Luise, April 1808.)

„Jungfer Such.“

„In mein Zelt eingestieft, konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und mal vorübergehend auf das genaueste beobachten, und wirklich muß man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschend wird“, so schreibt Goethe in seiner „Compagne in Frankreich“, und die beiden himmlischen Erscheinungen sind die Prinzessinnen Friederike und Luise von Mecklenburg, die am 24. April 1793 dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Louis angelobt worden waren. „Grüne Peterziegel, grüne Peterziegel, grüne Peterziegel und Straußsalat. Diese wenigen Worte mußte ich ihnen unbedingt aufschreiben, trotzdem Herr Marica mir meine Haare dreht und mich hindert, einen Brief zu schreiben, wie es sich gehört“, so beginnt ein Schreiben der jungen Braut an den Kronprinzen, bezeichnend für die leichtbeschwingte Heiterkeit der jugendlichen Prinzessin, die im Familienkreise „Jungfer Such“ genannt wurde.

Der Ernst des Lebens melde sich früh genug. Über ihren Einzug in Berlin berichtet die Kronprinzessin ihrem geliebten Bruder Georg: „Wie bange mir wohl das Herz pochte, als ich den Toren Berlins näher kam und alle die Freuden- und Ehrenbezeugungen empfing, die ich dazu mal noch nicht verdiente als durch den festen Vorsatz, alles mögliche zu tun, meinen zukünftigen Mann recht glücklich und glücklich zu machen und dadurch den Beifall des ganzen Volkes zu verdienen. Aber nie werde ich den Augenblick bereuen, da ich hier so ganz unaussprechlich glücklich bin an der Seite eines in jedem Sinn rechtschaffenen Mannes.“

Die Königin.

„Ich bin nicht zur Königin geboren“, schreibt Luise im Oktober 1797 dem Bruder anlässlich der Thronbesteigung des Gatten, „ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir, doch will ich gern das Opfer werden, wenn nur sonst in der Zukunft mal dadurch was Gutes gestiftet werden kann.“ Diese prophetisch anmutenden Worte haben den Schicksal der jungen, herzgereinen Braut vorweggesagt.

Nicht zur Königin geboren? Ihr Vermögen, den Pflichten gerecht zu werden, ist jedenfalls von schönstem Erfolg gekrönt. Der kaiserliche Friedrich Ertel schildert uns Luise, die Königin von Preußen, mit den folgenden Worten: „Es ist nicht das Bild einer imponierenden, das Reptil schlingenden Herrscherin, es ist das sanfte Bild vollendeter Schönheit, umflossen vom Zauber der Anmut, geschmückt mit dem wunderbaren, herzerwinnenden Reize der zartesten Weiblichkeit, Reinheit und Unschuld. . . . Wenn sie an der Seite des Königs eintrat, war es, als ob ein glänzendes, mildes Licht den ganzen Saal erhellte.“

füllte. . . . Aller Augen und Ohren sind auf sie gerichtet; jeder hofft, wünscht und erwartet Beachtung; jeder hat irgendein Anliegen. Wie belebt, heiter und angeregt war aber alles, wenn die Königin Luise in ihrer hohen, edlen Gestalt in den sie umschließenden Kreisen dahind und sprach wie eine Königin, und doch auch wie eine holdselige Frau. Beides in voller Harmonie. „Seine Pflichten zu erfüllen“, schreibt die Königin dem Bruder, ist schön, und ich setze schnell hinzu: und schwer. . . .

„Gern gäbe ich zwanzig Jahre meines Lebens. . . .“ Aber Europa tobt der Krieg, unerbittlich, unaufhaltsam, ohne Ende, wie es scheint. Furchtbar liegt Preußen daneben. An der Spitze ihrer getreuen Nation, an der Seite eines „rechtschaffenen“, aber zögernden Gatten steht Luise. Sie schreibt ihrem Herzensbruder: „Gott weiß, daß die Einigkeit im Innern doch das einzige ist, was Glück zu nennen ist. Ach ja, besser George, das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will, wenn man nicht schlecht mit Schlechtem will, wenn einem nicht alle Mittel gleich sind, um das Beste zu erlangen und zu erhalten. Ich bin wieder einmal recht herunter an Leib und Seele, und gern gäbe ich 20 Jahre meines Lebens hin, und hätte ich nur noch zwei zu leben, wenn dadurch die Ruhe in Deutschland und Europa zu erlangen wäre.“ (Februar 1806.)

„Man möchte ihr eine andere Krone zu Füßen legen.“

„Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, slog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingegeben, allein, ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — einem Wesen ohne menschlich Herz, und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht.“

„Die Königin von Preußen ist eine rettende Frau“, schreibt der Franzosenkaiser, „ihre Seele entspricht ihrem Geist, und wahrhaftig, anstatt ihr eine Krone zu nehmen, möchte man versucht sein, ihr eine andere zu Füßen zu legen! Der König von Preußen ist zur rechten Zeit dazugekommen, denn eine Viertelstunde später hätte ich der Königin alles versprochen.“

Das Ende — das Opfer.

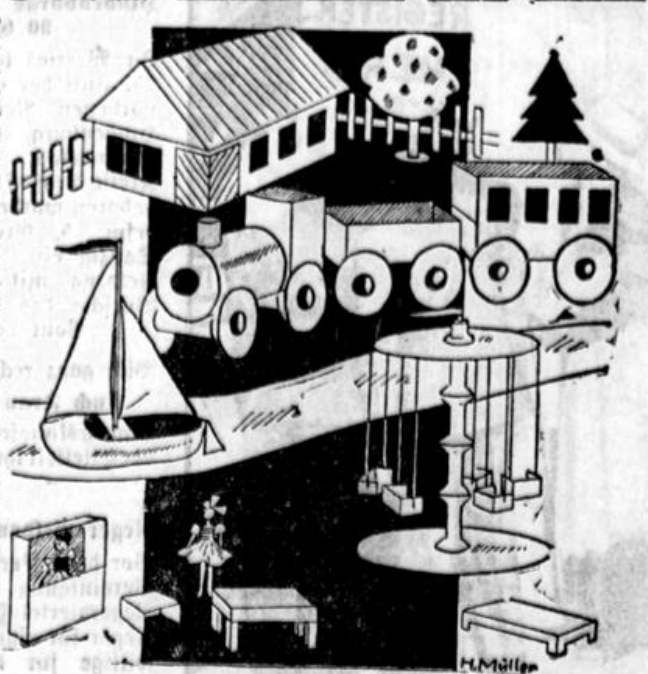
Der Wunsch der Königin, sich für ihr Volk und Land opfern zu können, ist nur zu bald in Erfüllung gegangen. Die furchtbaren seelischen Erschütterungen, die körperlichen Strapazen haben ihre Gesundheit untergraben. Sie erlebt noch die einzige Freude, ihr Elternhaus wiederzusehen. Sie stirbt dort, qualvoll leidend, am 19. Juli 1810. Ihr Tod ist in Wahrheit ein Opfer. Den Anbruch der Morgenröte, der nationalen Befreiung ihres geliebten Landes, durfte sie nicht mehr erleben.

„Was ich verloren, kann nichts auf dieser Welt mir ersetzen“, schreibt Königin Friedrich Wilhelm III. Und eine ganze Nation fühlt mit ihm.

Sommerliches Spielzeug

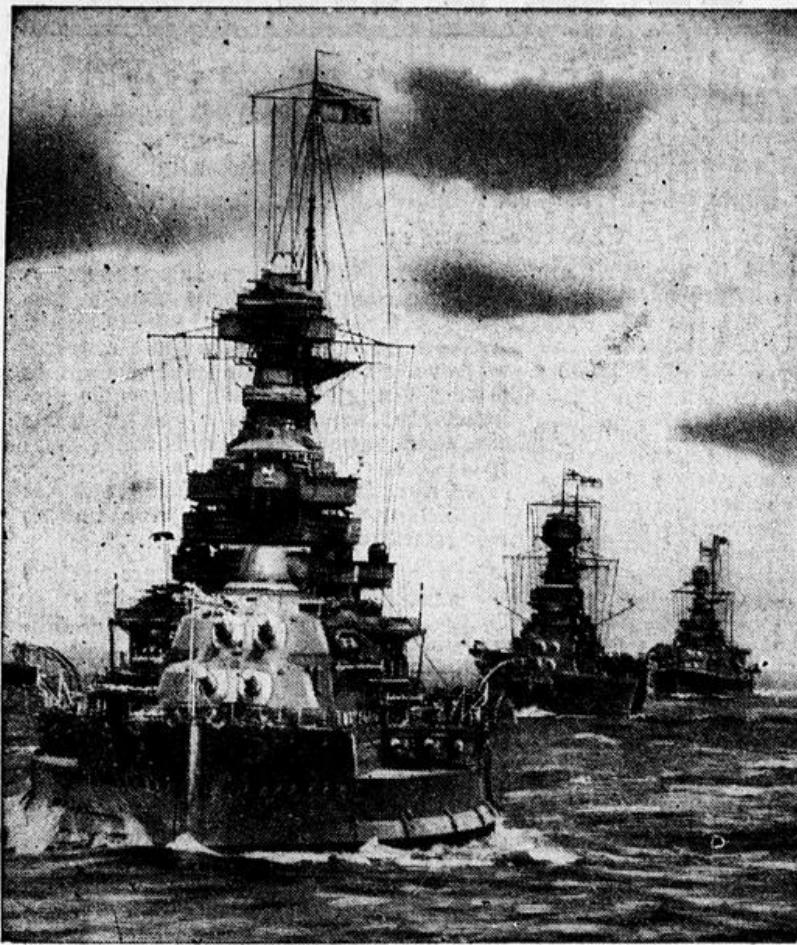
Den Kindern zur Sommerzeit beim Spiel im Freien, am Strand, auf den Sandplätzen oder Rasen kostbares, künstlerisches Spielzeug in die Hand zu geben, ist unpraktisch. Viel bessere Dienste leistet Spielzeug, das wenig kostet und nicht verderben werden kann und noch den Vorzug hat, beim Spiel, also durch Bastellei, entstanden zu sein. Ein Puppenkarussell aus Garnrollen und Pappscheiben und halben Streichholzschachteln, ein sechsteiliges Segelschiff aus einer Holzspanne, eine Eisenbahn aus Garnrollen und Streichholzschachteln, ein Bauerngehöft aus Papp mit einem Zaun aus Wäscheklammern. . . . Der Phantasie sind keine Schranken gesetzt, und der Kinderjubiläum entschädigt für die kleine Mühe des Nachdenkens. Außerdem verfliegen Regentage bei solcher Bastellei im Umhert.

Das praktische Heim



Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)

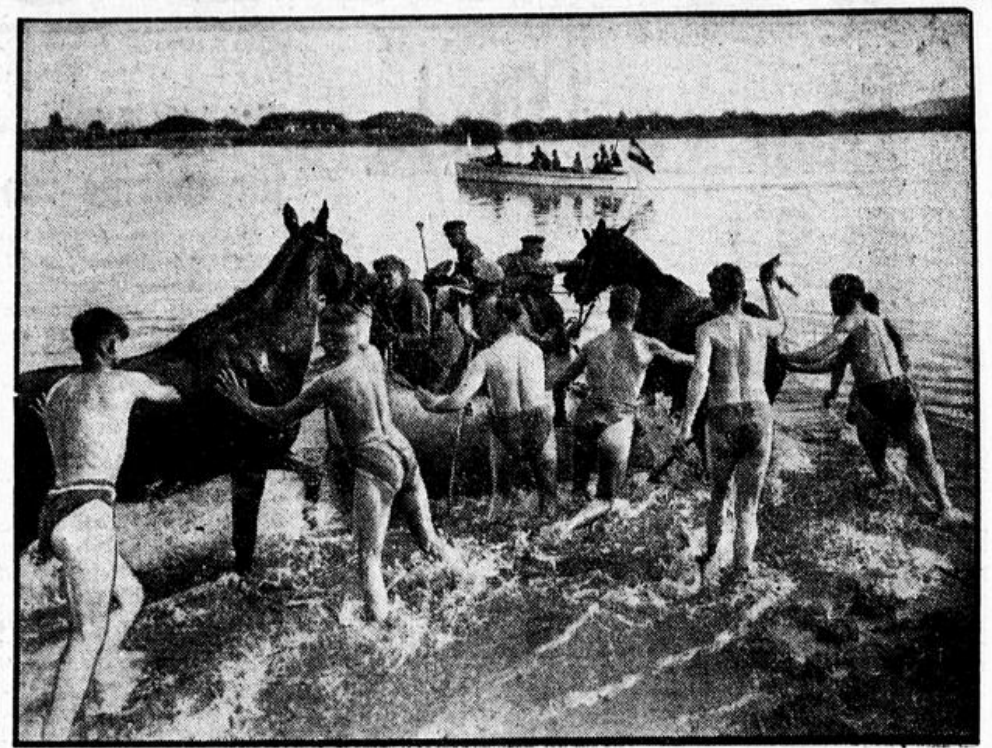


Schlachtschiffe bei der Jubiläumsschau der englischen Kriegsmarine.

Eine Aufnahme vom dem Manöver der Kreuzer u. Schlachtschiffe auf der Höhe von Portsmouth, mit dem die große Parade der englischen Flotte vor dem König abgeschlossen wurde. Im Vordergrund das Schlachtschiff „Valiant“, dahinter „Good“ und ganz hinten „Renown“.

Bild rechts: Ein Reiter-Regiment setzt über die Oder.

Bei Schwedt a. d. O. veranstaltete das Reiter-Regiment 6 eine Regimentsübung, die einen Uebergang des ganzen Regiments ohne Hilfe der Pioniere über die Oder bei Rippertweide zum Ziele hatte.



Fertig zum Angriff auf London.
Kurz vor dem Start werden die Bomben angebracht. Eine Aufnahme von dem englischen Luftmanöver das unter Beteiligung von 400 Flugzeugen in Londons Umgebung stattfand.

Bild rechts: Der neue Bischof von Mainz.
Professor Dr. Albert Stohr wurde zum Bischof von Mainz ernannt.

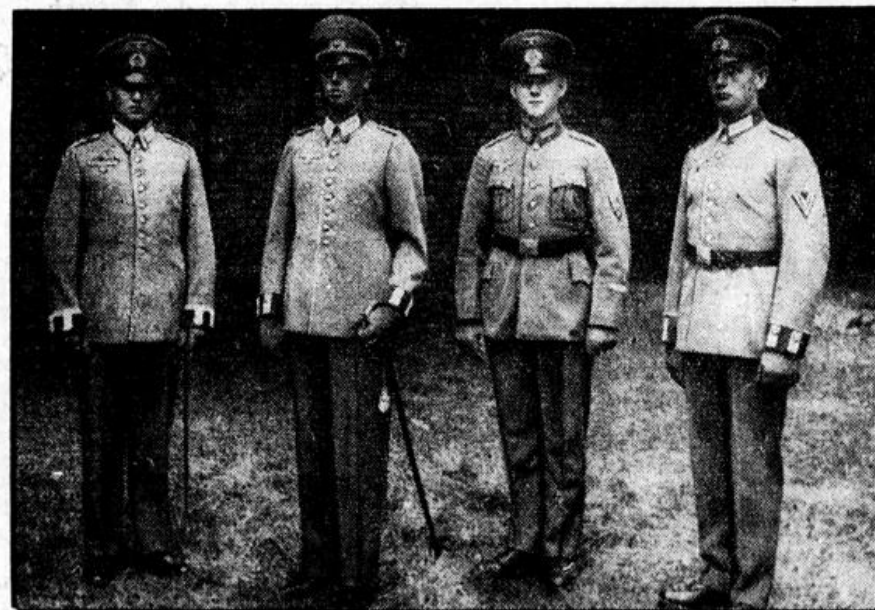


Hindenburgs erster Vursche feiert 90. Geburtstag.

In Werries bei Hamm beging am 25. Juli der erste Vursche des verstorbenen Reichspräsidenten von Hindenburg, Jakob Ruß, seinen 90. Geburtstag. Jakob Ruß, der im Kreise Groß-Strehlitz in Oberschlesien geboren wurde, trat 1865 als Soldat beim 5. Grenadier-Regiment in Danzig ein. 1866 machte er den Feldzug mit und war der erste Vursche des damaligen Leutnants Paul von Hindenburg.

Bild ganz rechts: Auch Frau Gellimo ist eitel!
Eine Gellimofrau, die schon viel von der Eitelkeit ihrer Großstadtschwester gelernt hat.

Neger melden sich für Abessinien.
Vor dem Werbebüro der All-Afrika-Vereinigung in dem New Yorker Stadtteil Harlem. Dort werden Neger für einen Kriegsfeld als Freiwillige für das abessinische Heer angeworben.

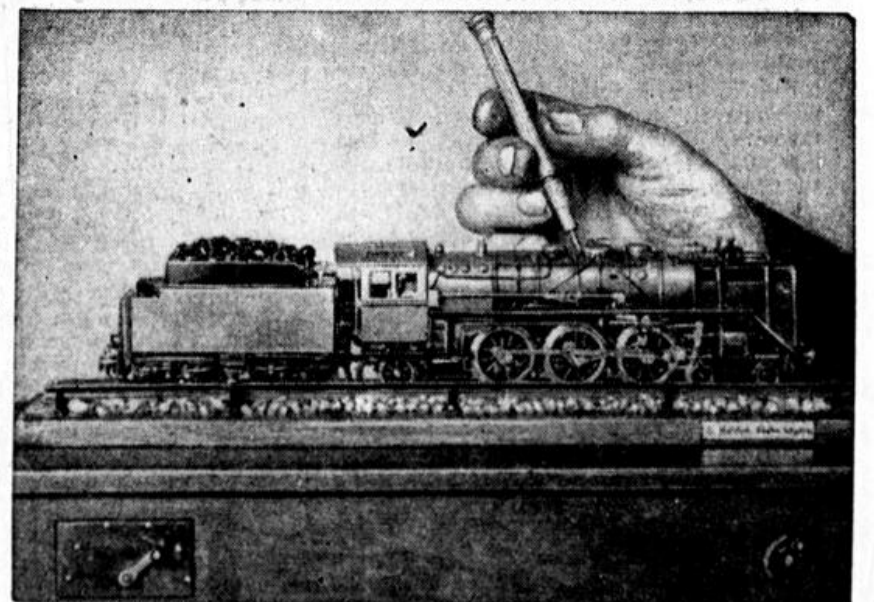


Neue Extra-Uniformen des Reichsheeres.

Am Reichsheer wird ein neuer Waffenrock eingeführt, der an Krage und Aufschlägen die verschiedenen Waffengattungen durch andersfarbige Bienen unterscheidet. Der neue Ausgehzeug des Reichsheeres mit Mütze, Handschuhen und Seitenwaffe (auf der Straße). Von links: Feldwebel, Offizier, Gefreiter mit bisherigem Waffenrock, Gefreiter mit neuem Waffenrock.

Die kleinste Schnellzugmaschine der Welt.

Eine in allen Einzelheiten nachgebildete 26 I Schnellzugmaschine, die von dem ehemaligen Fleischer Georg Salzen, Berlin-Steglitz, in einer Arbeitszeit von 1000 Stunden angefertigt wurde. Die Maschine, deren Zugkraft 2 Kilo beträgt, ist 26 1/2 Zentimeter lang und hat eine Spurweite von 16 Millimetern.



ent-
haf-
Ma-
hal-
lan-
für
ein-
Die
lin-
hif-
fla-
für
den
ball-
des

Gr-
und
Reh-
ene
lung
Siel-
die
als
nich

gleich-
spie-
stelt
Siel-
ruhe
gute
Güte
fom-
gehe

arbe-
fran-
unge-
geht
Ton-
recht
wir
die
einen
Kart-
und
Beit-
Kort-
imm-
nach
gan-
leht-
noch
wir

arbe-
gele-
Tren-
fing-
die

Ko-
Dane
b. 2. f. 2.

T-
Wah-
sch ein-
Gefahr-
lich Gr-
besonde-
eine gu-
tischen
solle
trinken.
Sand u-
den V-
Sand-
mannig-
Anstied-
einer

Spielplatz der Jugend

Wir helfen Herrn Plauk

Ein Tag aus dem Frauenarbeitsdienst in der Reichszeitung des Frauenarbeitsdienstes / Von B...

Ein altes Gutshaus in Ostpreußen — 20 Kilometer entfernt liegt die nächste Kleinstadt, 10 Kilometer die Eisenbahn — ist das Stammlager. Seine Aufgabe ist, die Mädchen, die aus Stadt und Land, aus Fabrik, Haus, Beruf oder Schule in den Arbeitsdienst kommen, zu sammeln, sie in die praktische Arbeit, die hier vorwiegend für den Eigenbetrieb geschieht, einzuführen und ihnen die einem Arbeitsdienstlager gemäße Haltung beizubringen. Die Mädchen werden dann sehr bald in die kleineren Siedlungslager verteilt, in denen die eigentliche Arbeitshilfe bei den Siedlern getan wird und eine systematische staatspolitische Schulung einsetzt. Dort ist beides, Arbeit für Staat und Volk und die theoretische Verbindung zu den Staatsdingen, durch die Schulung gegeben, dort hat auch jedes Mädchen das beglückende Bewußtsein, Glied des Volksganges zu sein.

Die Arbeit des Tages löst das Lager in kleinere Gruppen auf. Manchmal, am Anfang, fällt die ungewohnte und oft schwere Arbeit nicht ganz leicht, und zuerst verheßen es einige nicht ganz, wenn dann noch am Abend eines arbeitsreichen Tages die Führerin zu ihrer Siedlungsgruppe sagt: „Wir gehen jetzt noch zu unserem neuen Siedler und fügen ihm ein Willkommen.“ Jetzt hinaus in die Nacht! Dieser weite Weg, den wir heute schon mehr als sechsmal gegangen sind! Wer von uns möchte jetzt nicht lieber schlafen gehen?

Aber es hilft nichts, wir gehen. In Dreierreihen gehen wir singend die Landstraße entlang. Auf Zehenspitzen schleichen wir uns zuerst zum Siedlerhaus und stellen uns vor dem Fenster auf. Drinnen sehen wir die Siedler am Tisch sitzen und von dem schweren Tag ausruhen. Dann klingt es in die Nacht: „Nun Brüder, eine gute Nacht, der Herr im hohen Himmel wacht. In seiner Güte, uns zu behüten, ist er bedacht.“ Aus dem Fenster kommt eine Stimme: „Wir danken recht schön!“ Wir aber gehen still zurück ins Lager.

Heute hören wir, daß Plauk, der Siedler, kaum arbeiten kann, weil er sich verbohrt hat, daß seine Frau krank ist und daß eben alles nicht klappt! Er selbst ist ganz ungeduldig und ungeschicklich, auch Hilfe will er nicht. Es geht ja doch alles schief, denkt er. Aber wir kommen doch. Toni hilft im Haus, kocht Kaffee und macht das Essen zu. Und wir anderen drei gehen aufs Feld. Dort finden wir Plauk, der mühsam seine Furchen zieht. Hinter ihm die Kinder, traurig und gedrückt. Wir nehmen schnell jeder einen Korb, teilen die Reibe in drei Teile und werfen die Kartoffeln in die frisch gepflügte Furche. Ganz gleichmäßig und ruhig gehen wir die Furche entlang. Wir müssen uns beeilen, daß wir immer wieder zur rechten Zeit mit vollem Korb am Anfang der Furche stehen. Es geht schließlich immer besser und schneller. Unsere Kameradinnen gehen nach Haus, wir drei bleiben noch zurück. Herr Plauk guckt ganz verärgert nach unten, als wir sagen, daß wir seine letzten Kartoffeln noch einlegen wollen. Er wehrt sich erst noch ein bißchen und meint dann leise: „Ja, dann würden wir wohl fertig, es wäre ja schön!“

Nach einem solchen Tag wissen wir, warum wir arbeiten. Dann sammeln wir uns mit dem Gefühl, etwas geleistet zu haben, noch einmal um unsere Fabne. Ein Gedächtnis, in dem die Mühe und Fast des Tages ausstrahlt, klingt in die Stille der Nacht. Wieder grüßen wir die künftige Fabne still mit erhobener Hand, und wieder

schlägt das Gefühl der Gemeinschaft den Kreis um uns alle in Deutschland, denn wir wissen: um dieselbe Zeit stehen Tausende um die gleiche Fabne, den Tag zu schließen. Die Hände finden sich: „Gute Nacht!“ Still gehen alle ins Haus.

Wie wohnen unsere Bauern?

Das Leben städtischer Probleme führt oft zwingend zum Experimentieren. Reihenbildungen, Hochhäuser, Glashäuser. Täglich tauchen neue Schlagwörter auf. Vielfach kommt der Städter zu seiner inneren Verbundenheit mit seinen vier Wänden. Die Voraussetzung für eine



unmittelbare Verbundenheit mit dem Elternhaus, für die Verbundenheit mit dem „Heim“ finden wir nur noch auf dem Lande.

Wie wohnen nun unsere Bauern? Wer einmal kreuz und quer durch die Heimat gewandert ist, der weiß, wie bunt und mannigfaltig das Bild des deutschen Bauernhauses, des deutschen Dorfes ist.

Schlicht, ohne gigantische Gebärde, wie die Landschaft, ist das niederdeutsche Bauernhaus. Wir finden es, kennzeichnend durch zwei Pferdestöße am Giebel, in Gestalt des niederländischen Hauses am Niederrhein, in Westfalen, Hannover und an der „Waterlant“, als friesches Bauernhaus in Schleswig-Holstein und Ostfriesland. Auffallend an dem frieschen Haus ist, daß die Wohnräume den Stallungen und Viehställen vorgebaut sind. Im allgemeinen schläft der deutsche Bauer mit seinem Vieh Tür an Tür.

Das mittel- und oberdeutsche Bauernhaus, das wir in mitteldeutschen Gebirgen von der Weite bis zum schneebedeckten Gipfel, den steilen Hängen durch seine schöne Schmuckform, vielgestaltig wie das geackerte Land, kommt in zwei Formen vor: als Einhaus, mit Räumen, die sich wie unter einer gemeinsamen Kappe vor dem Winde bücken, und als Viehhaus, mit locker gestreuten Räumen, die ein selbständiges Leben führen. Das Viehhaus ist vorherrschend in ganz Mitteldeutschland.

Vom Rhein bis Schlefien, von Braunschweig, der Altmark und dem Anhaltischen, weit übergreifend nach Süden, prägt es in hundertfacher Gestalt die Landschaft. Bis auf das Schwarzwaldhaus ist es fest gedeckt, oft mit Ziegeln

Die Wahrheit über das Telegramm

Der „Schwarze Mann“ des bürgerlichen Haushalts, der Depeschente, wird ganz zu Unrecht mit Besorgnis angesehen. Wir können uns beruhigen, und das ankommende Telegramm mit ruhiger Hand aufmachen, denn die statistische Abteilung des englischen Postministeriums hat es einwandfrei festgestellt — nicht mehr als zwei Prozent aller Telegramme sind unerfreulichen Inhalts, fünf Prozent dagegen bringen ausgesprochen erfreuliche Nachrichten. Die übrigen dreihundneunzig Prozent der englischen Drahtnachrichten sind sachlichen, meist geschäftlichen Inhalts. Erstaunlicherweise geht aus der Statistik hervor, daß die als sparsam, ja geizig bekannten Schotten die teuersten Telegramme schicken; während die Hälfte aller Londoner Telegramme nicht über 50 Werten hinausgehen, reist ein Drittel aller schottischen Drahtnachrichten über 300 Werten.

Welch Unterschied zu dem herben niederdeutschen Haus, wenn man ein süddeutsches Dorf wie ein buntes Spielzeug im Tal liegen sieht!

Die dritte deutsche Hauptform ist das ostdeutsche Bauernhaus. Flach, geduckt, eingeschossig wie die weiten Ebenen Ostpreußens, wie die weiten Lüge der östlichen Flußniederungen. Hauptkennzeichen ist die „Schwarze Küche“, ein Raum, in dem sich Herd und Ofen zugleich befinden. Eine seltene Erscheinung in deutschen Bauernhäusern.

So verschiedenartig die Hauptformen der deutschen Bauernhäuser auch sind, eines ist ihnen allen gemeinsam: sie sind einfach und schlicht wie ihre Bewohner.

Schuhe vergiften ihren Träger

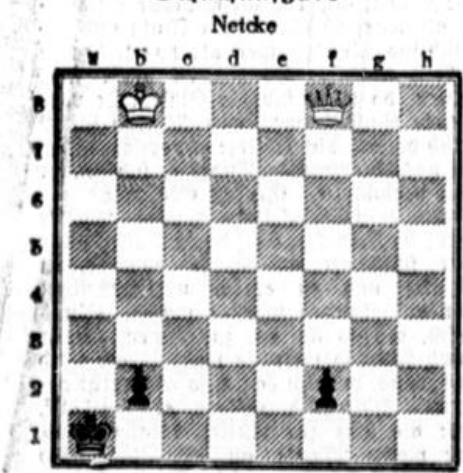
Ein junger Mann aus der belgischen Ortschaft Courvin erkrankte kürzlich seinen Schuhmacher, seine weichen Schuhe schwarz zu färben. In wenigen Tagen war der Auswurf ausgeführt, die Schuhe glänzten im schönsten Schwarz, und ihr Träger zögerte nicht, sie alsbald anzuziehen. Darauf nahm er an einem Fußballspiel teil, mußte den Kampf aber bald aufgeben, da ihm unwohl wurde. Zwei Ärzte bemühten sich um ihn, ohne indessen instand zu sein, der Sache auf den Grund zu kommen. Erst nach langwierigen Bemühungen fanden sie den Grund des Unwohlseins. Die zum Färben der Schuhe benutzte Farbe, die Anilin enthielt, hatte sich infolge der an dem betreffenden Tage herrschenden starken Hitze teilweise aufgelöst. So konnte der Giftstoff allmählich in die Haut des jungen Mannes dringen und dort vom Blut absorbiert werden. Die Folge war eine heftige Blutvergiftung, die erst nach großen Anstrengungen behoben werden konnte.

Wollen wir mal laufen?

Was Kinder so sagen ...
„Mutti, Mutti — — —“
„Ja, was ist denn?“
„Mutti, was ist schlimmer: wenn man vom Auto überfahren wird oder wenn man sich ein Loch in die Hose reißt?“
„Aber, Junge, das ist doch klar! Natürlich ist es schlimmer, wenn man überfahren wird!“
„Gott sei Dank, daß du auch der Ansicht bist! Würdest du mir dann vielleicht das Loch stopfen?“

Wirfame Hilfe.
Frau (zum Mann): „Reißt du, unsere Schürze, keine Eier mehr. Wir werden sie schlachten müssen.“
Mann: „Schön, und denkst du, daß es helfen wird?“

Schachaufgabe



Weiß am Zuge gewinnt.

Kontrollstellung: Weiß: König b8, Dame f8. — Schwarz: König a1, Bauer b2, f2. (5 Figuren).

Denkprobleme.

Der Nichtraucher im Raucherabteil.
Während der Grippeepidemie unterhielten sich einige Herren am Stammtisch über die Gefahren der Infektion. Sie tranken reichlich Bier und schützten sich an diesem Abend besonders wohl, weil sie vor ihrem Gewissen eine gute Entschuldigungs für den heute reichlichen Genuß von Alkohol hatten. „Man sollte täglich mehrmals Cognac oder Rum trinken, man sollte einander nicht mehr die Hand reichen, man sollte vor allen Dingen in den Verkehrsmitteln die Halstangen und Handgriffe nicht berühren.“ So wurden immer mannigfaltigere Methoden des Schutzes gegen Infektion angegeben und kritisiert. Da sagte einer der Herren, daß er gerade bei dieser

Epidemie auf einen Gedanken gekommen sei, dessen Durchführung ihm einen wirksamen Schutz zu verhüten keine Gerade diese Grippeepidemie belaste seiner Erfahrung nach vor allen Dingen die Raucherorgane und die Lunge. Ihm sei aufgefallen, daß beispielsweise in der Untergrundbahn, die er täglich benutze, ein großer Teil der Fahrgäste ununterbrochen huste. Dadurch würden, so lehre seines Wissens die Medizin, mit den kleinen Staubtröpfchen auch die anhängenden Erreger der Grippe mehrere Meter weit in die Luft und auf die anderen Fahrgäste geschleudert. Es kämen diese Krankheitserreger in die Atmungsorgane der Mitfahrer und dadurch erkrankten diese ebenfalls. Das sei für ihn die Veranlassung gewesen, während der Epidemie nur im Raucherabteil zu fahren, obwohl er selbst seit langen Jahren Nichtraucher sei und den aus allen möglichen Tabakdünsten gemischten Qualm kaum vertragen könne. Die übrigen Mitglieder des Stammtisches amüsierten sich über diese ihrer Meinung nach abwegige Logik, aber der Prätor gab nun eine Erklärung, die wirklich überzeugend war. Was sagte er?



Die in die waagerechten und senkrechten Leertexte einzutragenden Wörter sind aus

den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Die verurteilten Koffer.

Zu Weihnachten war in einem Winterkurort ein Sonderzug mit Kurgästen angekommen. Das einzige große Kurhotel hatte zu tun, um die Gäste unterzubringen. Dabei passierte es, daß eine Dame, als ihr vom Portier ein Zimmer zugewiesen war, verheißentlich von dem Tisch des Portiers einen kleinen Reisekoffer nahm, der ihr nicht gehörte. Als sie im Zimmer die Toilettegegenstände auspacken wollte, bemerkte sie dies, weil ihr eigener, sehr ähnlicher Koffer bereits in ihrem Zimmer war. Sie wollte schon den Inhalt des fremden Koffers wieder zusammenpacken und in das Bestellbüro zurückbringen, als sie in dem kleinen Reisekoffer einen Paden Geldschein fand. Nach allen möglichen Entschuldigungen vor sich selbst unterlag sie der Versuchung und verließ den Koffer schnell in ihrem Schrank, nachdem sie ihm lediglich ein Stück Seife, eine Tube Zahnpasta, die Zahnbürste und einen Kamm entnommen hatte.

Die Dame, der das Reisekoffer gehörte, hatte den Verlust inzwischen bemerkt und selbstverständlich dem Portier sofort Anzeige erstattet. Dieser machte der belohnten Dame Hoffnung, daß er wahrscheinlich am nächsten Vormittag den Diebstahl aufklären werde. Er hatte sich durch die Belohnung genau unterrichten lassen und hoffte, die Diebin ausfindig zu machen, obwohl die belohnte Dame ihm eigentlich nichts irgendwie Belangvolles hatte sagen können. Sie konnte über die Sache nichts Sicheres angeben, benutzte eine viel gebrauchte Zahnpasta und wuschte nicht einmal, aus welchem Material die Zahnbürste hergestellt war und welche Farbe diese hatte. Der Detektiv aber wurde nach diesem Bericht in seinem Vertrauen keineswegs geschwächt, sondern glaubte nach wie vor, daß sein Plan zur Aufklärung der Diebin gelingen werde. Er wollte zunächst auch davon absehen, etwa die Schränke

zu öffnen. Am nächsten Vormittag, als aber die Gäste das Hotel verlassen hatten, fand er bei einem flüchtigen Besuch der Zimmer seinen Verdacht bestätigt. Seine Vorurteile war richtig gewesen. Die nachträgliche Öffnung der Schranktür in dem betreffenden Zimmer brachte tatsächlich den geluchten Koffer zum Vorschein. Worauf hatte der Detektiv seine Nachforschungen abgestellt?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

Lösung: Dame h2-f3

1.) ... K b4-a3; 2.) D f2-f8 matt.
1.) ... K b4-c3; 2.) D f2-e1 matt.
1.) ... d4-d3; 2.) D f2-e5 matt.

Die erfolgreiche Werbung.

Der Jüngling hatte sich sortierte Rohstoffe gleich mitgebracht.

Die weißen Kreuze.

Sicher kann dem Mann geholfen werden. Wenn in einem Neubau die Fensterscheiben eingesetzt worden sind, so werden sie durch ein weißes Kreuz markiert, damit festgestellt wird, daß in die bis dahin leeren Fensterrahmen Scheiben eingesetzt worden sind; da bei einem Neubau, auch wenn die Scheiben eingesetzt sind, noch gearbeitet wird, könnten die Scheiben, wenn die Warnung fehlen würde, sonst leicht eingeschlagen werden.

Kreuzworträtsel:

a) Senkrechts nach rechts: 1. Fille, 2. Note, 3. Seil, 10. Arab., 11. April, 12. Berg, 13. Nabe, 14. Clan, 15. Cefe, 18. Eben, 21. Star, 22. Tete, 23. Teilhaber, 24. Erde, 25. Tetz. — b) Von oben nach unten: 1. Star, 2. Sejameter, 3. Bild, 4. Elle, 5. Nabe, 6. Del, 7. Tazameter, 8. Eben, 15. Ofte, 16. Seid, 17. Erie, 18. Eia, 19. Nede, 20. Netz.

Zu umarmen

Kentler Kröger ist vor einiger Zeit aus der Großstadt nach dem Dorf gezogen, um dort seine alten Tage zu verbringen. Während sein neues Landhaus noch im Bau ist, wohnt er in der Stiebskammer bei der Frau Schmidt. Jetzt ist das Landhaus fertig, und Kentler Kröger zieht um. Auf der Straße vor dem Hause der Frau Schmidt steht der große Leiterwagen des Bauern Julian Wolff, um Krögers Möbel aufzuladen. Neben dem Leiterwagen steht der Amtsdienster Pieper und betrachtet in behäbiger Ruhe das Aufladen.

Auf einmal leucht Kentler Kröger, ein kleines, asthmatisches Männchen, aus dem Hause und trägt die Standaufuhr, die er scheinbar den unfaulen Händen der Bauern, die beim Umzug behilflich sind, nicht überantworten wollte. Er setzt die Uhr ab, leuchtet und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Gerade als er sie wieder anheben will, um sie auf den Leiterwagen zu legen, sagt Amtsdienster Pieper:

„Aber Herr Kröger, hm, das kann ich gar nicht so recht verstehen, ist das denn nicht zu umständlich für Sie und zu beschwerlich, wo Sie doch so lebend sind? — Warum tragen Sie denn keine Taschenuhr?“



Zeichnung: Krusch

„Nachschickstlosigkeit, die Laternen quer über die Straße zu hängen.“

Gute Antwort.

Lehrer: „Fritz, sage mir die Vergangenheitsform von 'aufwachen'...“

Fritz: „Schlafen, Herr Lehrer!“

Lehrer: „Schulze, ist das Wort 'Hofen' Singular oder Plural?“

Schüler: „Beides, Herr Lehrer, oben Einzahl und unten Mehrzahl!“

Die verkaufte Köchin.

Hod sah von der Zeitung auf. „Stell doch das Radio ab, Frau. Der Lärm ist ja unerträglich!“

Das Wort im Bild



Aus einem Roman: „...erzählt lebte der alte Mann ihm den Rücken!“



Sie hatte ihm völlig den Kopf verdreht.



... Heute küssen wir endlich die berühmte Gastenstadt an, um Tran einzunehmen.



Ochsenfrosch und Aitenfisch.



Kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.

Gute Antwort.

Frau Hod lächelte: „Das ist nicht das Radio — das ist die Köchin in der Küche, der ich eben gefündigt habe.“

Lehrer: „Der Hering ist ein Fisch. In welcher Familie gehört er?“

Fritzchen: „In einer armen Familie!“

Wald Feld und Heide

Jagd im August

Hundstagsruhe brütet über den Feldern, über die schon die ersten blauen Wollen aus den Kartoffelfeldern zichen. Stoppeln starren, auf denen vereinzelt noch das Korn in Hocken steht. Der Sommer prahlt mit allem Glanz, droht mit Gewittern und drängt Frucht an Frucht. Aber schon ist er im Abklingen begriffen — eine Tatsache, die bei den Dichtern ein Grund ist, elegisch zu werden, das Herz des Jägers aber erfreut, denn nun wird es von Monat zu Monat schöner im Revier und bunter das Erleben der Jagd.

Vollbesessene Enten sind zu bejagen. Jäger und Hund freuen sich der Wasserarbeit — wenn es nur keine Mühen gäbe! — in der glühenden Hitze. Eine gute Waffe und ein sauber arbeitender Hund sind Grundbedingung zur Entenjagd. Es sei aber immer wieder daran erinnert, den vierbeinigen Freund zu schonen. Rheuma und Nierenleiden sind häufige Folgen der bei Wasserarbeit überanstrengten Hunde. Der Rothirsch begann schon Ende Juli zu fegen, das heißt der starke Hirsch, denn die schwächeren Stüde lassen sich etwas mehr Zeit damit. Mitte August beginnt die Jagd auf den Reibhirsch — die hohe Jagd beginnt. Das reich besetzte Revier wird manchen guten Schuss bieten; der Besitzer eines noch sehr zu pflegenden Reviers wird sich den guten Hirsch für die Zeit nach der Brunst aufheben und daran denken, daß die Zerkerung guter Anlagen zuerst zu berücksichtigen ist. Dafür gibt es noch Gelegenheit, zu Schuß auf den Vock zu kommen, der nach der Blatzzeit fast geworden ist.

Junge Hasen und Sühner sind flugbar, und beim frühen Gang durch die Felder kann der Weidmann feststellen, welche Ausflüchte er bei der Hühnerjagd haben wird.

An sandigen Rainen und Feldwegen in der Morgenfrühe, die nicht so heftig brennt, tummelt sich das junge Volk und hubert in den Sandbädern.

Erinnerungen an Nimrod

Von E. Schauweder.

Es gibt einen Maßstab für den Wert des Menschen — sein Weiterleben im Gedächtnis nach dem Tode. Wenn man den Hund überhaupt in Vergleich dazu setzen darf, dann kann ich nur sagen, daß sich dieser Vergleich auszeichnet durchzuführen läßt. Während der Zeit, da ich in meinem Elternhause lebte, hatten wir ungefähr zwölf Hunde, die von uns großgezogen wurden und zum Teil ein recht ansehnliches Alter bei uns erreichten. Aber nicht alle hinterließen gleich viele und gleich starke Eindrücke.

Der hervorragendste von ihnen ist — in gewissem Sinne genommen — Nimrod, der deutsche Vorstehhund. Ganz abgesehen von seiner leichten Dressurfähigkeit, wodurch er meinem Vater seine Erziehung zu einem reinen Vergnügen werden ließ, abgesehen von seinen vielseitigen Talenten zur Jagd, abgesehen von seinen Charaktereigenschaften, die ihn zu einem einflussreichen, nie lästig fallenden Hausgenossen machten, entwieltete er eine Selbstständigkeit und eine Umsicht, durch die er uns unergreiflich wurde.

Nimrod liebte, wie jeder passionierte Jagdhund, leidenschaftlich das edle Weidwerk. Wenn mein Vater seine Gewehre aus dem Schrank nahm, beobachtete Nimrod aufmerksam: kamen Lappen und Ol auf den Tisch, dann legte er sich wieder auf seine Decke, wurden aber die Patronen hervorgeholt, die Jagdtasche und die Toppe samt den anderen bekannten Gegenständen ans

Licht geholt, die zur Jagd gebraucht wurden, dann geriet er außer sich vor Freude. Nichts konnte ihn aber mehr verstimmen als eine schlechte Jagd, bei der niemand zu Schuß kam oder keine Strecke gemacht wurde. Da geschah es denn einmal, daß mein Vater mit ein paar Freunden zur Entenjagd hinausfuhr, wozu die Bahn benutzt wurde. Leichte Zümpel wurden abgestreift, Schilfbüschel durchstöbert — kein Erfolg. Stunden ging das so. Da wurde eine Ruhepause eingelegt, man suchte sich ein trockenes, behagliches Plätzchen, kramte die Vorräte hervor und rief Nimrod heran, um ihm ein paar gute Happen zuteil werden zu lassen. Nun — wo ist der Hund? Kein Nimrod ist zu sehen! Die Kist wurde abgebrochen, eine große Suche nach dem Hund begann. Mein Vater fürchtete, daß Nimrod beim Durchstöbern der sumptigen Gegend irgendwo abgelaufen sein könnte, regte sich um den Verlust seines geliebten Hundes auf und kam mit dem letzten Zug völlig geknickt nach Hause zurück, wo ihn Nimrod schweißgebadet an der Gartentür erwartete! Es war uns allen ein Rätsel, wie der Hund den Weg nach dem Haus zurückgelegt hatte, denn mein Vater erzählte, daß er ihn gegen ein Uhr mittags vermisste, und wir konnten ihm nur berichten, daß Nimrod um halb drei ohne Zeichen von Ermüdung hier aufgetaucht war. Am anderen Tag kam die Lösung. Ein Beamter der Kleinbahn erschien nämlich und forderte Nachzahlung für eine Hundefahrt. Er kannte Nimrod von früheren Fahrten her, sah, daß der Hund an der Station wartete, in den Zug sprang und zurückfuhr.

Nicht immer betätigte sich Nimrods Klugheit zur Freude der Familie. Trotzdem wir ihn wegen seiner Ordnungsliebe lobten, mit der er alle verabgefallenen oder herumliegenden Sachen aufnahm und an ihren

Bücher und ihre Autoren

Man sprach über einen überaus produktiven Schriftsteller unserer Tage, dessen Werke sich in monatlicher Folge häuften. Zufällig erfuhr Mirus, daß des Schriftstellers Vater ein Zaphieller in einem Prager Weinhaus gewesen war.

„Unser Zeitgenosse ist genau das Gegenteil von seinem Vater.“

„Wie so?“

„Sein Vater hat stets zu wenig herausgegeben, und er gibt zu viel heraus.“

Es war in Wien, in einer kleinen Buchhandlung auf der Praterstraße. Ein Kunde kam und verlangte Goethes Werke.

Der Buchhändler debattierte: „Goethe ist gerade ausgegangen. Aber nehmen Sie Schiller, der ist auch sehr berühmt.“

Man debattierte über Zahlen.

„Tausend ist eigentlich keine sonderlich große Zahl.“

Der Buchhändler Beststeller seufzte: „So? Dann werden Sie einmal Verleger und verlegen Sie einen wirklich guten Roman — dann werden Sie bald merken, eine wie große Zahl eigentlich tausend ist.“

Herbe Kritik.

„Ich finde dein Verhalten für eine Dame zu männlich!“

„Und ich das deine für einen Mann zu bämlich!“

Sauer verdient.

„Wo hast du denn die zehn Cent her?“

fragt die Mama.

„Die hab ich von Nudi bekommen.“

„Wofür?“

„Ich bin für ihn in die Klavierstunde gegangen.“

Gewissenhaft.

„Herr Direktor, Sie dürfen mir glauben, daß ich Ihre Tochter jederzeit auf Händen tragen würde, natürlich nur außerhalb der Bürozeit.“

Verliebt.

„Minna, was macht der Kohlenmann daheim in der Küche?“

„Aber, so lassen Sie ihn doch, gnä Frau: Zwei Sad Kohlen hat er schon zuviel rausgebracht.“

„Ich möchte den Herrn Doktor sprechen!“

„Bedauere sehr, der Herr Doktor ist jetzt nicht zu sprechen, weil er eben Sprechstunde hat!“

„Wegen zwei Semmeln geniere ich mich, in ein Geschäft zu gehen.“

„Wie machst du's denn da?“

„Ich telefoniere und lasse sie mir ins Haus bringen.“

Die Familie ist nach London verzogen. Schon vor einem halben Jahr. Mutter geht mit ihren beiden kleinen Töchterchen im Richmond Park spazieren. Auf einmal hören sie den Ruf: „Rufud, Rufud, Rufud.“ Erfreut ruft die Jüngere: „Hört nur, endlich mal wieder ein deutsches Wort.“

Platz brachte, konnte diese Eigenschaft uns in Verlegenheit setzen. Da kam beispielsweise um die Mittagstunde Besuch. Meine Mutter, mit einer großen Küchenschürze am Herd beschäftigt, riß diese Schürze schleunigst ab, warf sie über einen Stuhl und begab sich ins Musikzimmer, als das Mädchen den Gast meldete. Es dauerte nicht fünf Minuten, da teilte sich die Schieberin vom Stuhl zum Musikzimmer, und Nimrod schritt feierlich herein, die Schürze apportierend, in deren nachschleppende Bänder er sich immer wieder verwickelte. Großes Gelächter.

Neben dem Schlafzimmer meiner Mutter lag eine Ankleidekammer, deren Dach immer wieder schadhast wurde, so daß Regen durchdrückte und in einem untergeordneten Eimer aufgefangen werden mußte. Eines Abends, als es anfang, zu regnen, merkte sie, daß Nimrod unruhig wurde. Sie fand nicht heraus, warum er sich so aufgeregt gebärdete. Schließlich richtete er sich auf, öffnete die Tür zur Ankleidekammer und führte meine Mutter an die Stelle, wo Tropfen nach Tropfen auf die Dielen schlug, da der Eimer fortgenommen worden war. Erst als ein Gefäß unter die schadhafte Stelle gebracht wurde, beruhigte er sich und legte sich zum Schlafen nieder.

Kein Jägerlatein.

Punkel ist bekannt für seine abenteuerlichen Jagdgeschichten. Neulich, im großen Kreis, versammelte er wieder alle Hörer zu atemloser Spannung um sich...

„Ja, einmal — wie ich so nachtsahmend dahinschlendere und auf den Vogelsang höre, da sehe ich mich plötzlich einem gewaltigen schwarzmächtigen Löwen gegenüber, der sich drohend bückt und mich mühen anfunkelt. Kein Wunder, ich hatte ihn gerade beim Fraß überrascht!“

„Nun, und was haben Sie getan...?“

„Ach, ich habe mich umgedreht und bin weggegangen.“

„Was! Aber das ist doch unmöglich! Ziel der Löwe Sie denn nicht an?“

„Gott bewahre! Das war doch ein logischer Garten!“